PREDIGTHILFE & MATERIALIEN FÜR DIE GEMEINDE

ISRAELSONNTAG 2018

Dich aber ruft man: Aufgesuchte! Stadt, niemals verlassen!

Jesaja 62,12

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Inhalt

2 **Dagmar Pruin:** Editorial

4 **Nikolaus Schneider:** Geleitwort

I **Impulse aus Theologie und Zeitgeschichte**

10 **Peter von der Osten-Sacken:** Ein trauriges Kapitel (Lk 19,41-48)

13 **Martin Stöhr:** Jerusalem? Jerusalem!

28 **Gesine Palmer:** Jerusalem: Teilen oder Verbinden? Bemerkungen über eine umkämpfte Stadt

33 **Astrid Fiehland van der Vegt:** Predigt am Israelsonntag Predigttext: Jesaja, 62,1.6-12

39 **Lorenz Wilkens:** Die Psalmen als Widerlager gegen den Antijudaismus. Zu dem Psalmenbuch von Matthias Jorissen

45 **Helmut Ruppel:** Liturgie für einen Gottesdienst am Israel-Sonntag 2018

51 **Anning Lehmensiek:** Im Anne-Frank-Zug

52 **Ingrid Schmidt:** »Geschlecht und Differenz« von Stefanie Schüler-Springorum

53 **Ingrid Schmidt:** Welcome to Jerusalem. Ausstellung im Jüdischen Museum Berlin

54 **Johannes Becke:** Eine kurze Geschichte der deutschen Israel-Studien

II Materialien für die Gemeinde

58 **Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel:** Erhard Eppler: Trump – und was tun wir? / Gesine Palmer (Hrsg.): Alles durchbewältigt? / Hakon Ovreas: Super-Bruno / Andreas Pangritz: Der ganz andere Gott will eine ganz andere Gesellschaft / Hans Joachim Schädlich: Felix und Felka / Rafik Schami: Sami und der Wunsch nach Freiheit / Rafik Schami: Sophia oder der Anfang aller Geschichten / Moppi und Peter / Rüdiger Bertram: Der Pfad. Die Geschichte einer Flucht in die Freiheit / Aharon Appelfeld: Meine Eltern / Aharon Appelfeld: Elternland / Richard Ford: Zwischen ihnen / Christophe Boltanski: Das Versteck

III Freiwillige berichten

68 **Constantin Ganß:** Da war ich sprachlos

70 **Clara Geberth:** Gemeinsam gären, aneinander reifen

72 **Lennard Meiwes:** Partner der Erinnerung

73 Kollektenbitte für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste
76 Autor_innen, Bild und Fotonachweise
77 Impressum

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer_innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de/kirche. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Freundinnen und Freunde von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste,

im Namen unseres Redaktionsteams grüße ich Sie herzlich mit unserer diesjährigen Predigthilfe zum Israelsonntag, an der wir uns – nicht allein aufgrund des vorgegebenen Predigttextes aus dem 62. Kapitel des Jesajabuches – in besonderer Weise mit der Stadt Jerusalem und damit mit grundlegenden Fragen des christlich-jüdischen Dialogs beschäftigen. Dabei ergänzen sich theologische, historische und politische Perspektiven.

Die Feier des Israelsonntags in unseren Kirchen hat eine spannungsvolle Geschichte und es bleibt daher wichtig, sich stets vor Augen zu führen, dass unser heutiger, hoffentlich sensibler Umgang mit diesem 10. Sonntag nach Trinitatis erst mit Ende der 1970er Jahre seinen Anfang fand. Er ist damit nicht mehr als ein Wimpernschlag in der Kirchengeschichte. Die Zeit, in der anknüpfend an das für diesen Sonntag vorgeschlagene Evangelium (Lk 19,41-48) die Zerstörung des Tempels als Strafgericht über die ungläubigen Jüdinnen und Juden verstanden worden ist und gleichzeitig als Beleg für die christliche Überlegenheit galt, ist um ein Vielfaches länger – und hat ihren Grund gerade auch in den Texten des Neuen Testaments. Daher darf die Wirkmächtigkeit des neutestamentlichen Textes nicht unterschätzt werden.Vor diesem Hintergrund stellt ein Aufsatz von Peter von der Osten-Sacken den eröffnenden Beitrag unserer Predigthilfe dar. Es folgt ein Aufsatz von Martin Stöhr, der sich mit den Worten des Propheten und den mannigfaltigen theologischen und auch politischen Traditionen, die sich mit dieser heiligen Stadt verbinden, auseinandersetzt und gleichzeitig sorgfältig die Sphären voneinander trennt.

Gesine Palmer beschäftigt sich in ihrem Beitrag »Trennen oder Verbinden? Bemerkungen über eine umkämpfte Stadt« sowohl mit der Situation im heutigen Jerusalem als auch mit unserem eigenen Blick darauf. Astrid Fiehland an der Vegt predigt klug über Jesaja 62 und redet der Hoffnungslosigkeit das Wort, indem sie formuliert: *»In Jerusalem wird es niemals Frieden geben? Das ist kein christlicher Satz. Wenn es für Jerusalem keine Hoffnung gibt, dann gibt es überhaupt keine Hoffnung für die Welt!«*. Ihre Predigt artikuliert wie andere Texte unserer Predigthilfen damit eine Haltung, die uns zutiefst wichtig ist bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Es geht nicht darum, in den Chor derer einzustimmen, die niemals Frieden in Jerusalem sehen können. Es geht vielmehr darum, die zutiefst jüdische und dann auch christliche Hoffnung zu beschreiben, dass alles auch anders werden kann. *»Weil das, was ist, nicht alles ist, kann das, was ist, sich ändern.«* So hat es Jürgen Ebach einmal auf einer Werk-

Gottreich Albrecht: Jerusalem, Berg Zion, Ort des »Letzten Abendmahls«, 13.11.2005

statt Theologie bei ASF zu Theodor Adornos »Minima Moralia« formuliert. Diese Wahrheit durchzubuchstabieren und deutlich zu artikulieren, ist angemessen am Israelsonntag.

Eine zentrale Frage für den 10. Sonntag nach Trinitatis ist stets die nach der angemessenen Liturgie. Ihr widmen sich Lorenz Wilkens und Helmut Ruppel auf unterschiedliche Weise. Lorenz Wilkens beschäftigt sich zur Freude meines reformierten Herzens mit dem Psalmenbuch von Matthias Jorissen und versteht die Psalmen als *»Widerlager gegen den Antijudaismus«*. Helmut Ruppel legt eine Liturgie zum Israelsonntag vor und verbindet die Jesajaworte mit Texten von Jehuda Amichai und David Rokeah.

Johannes Becke führt uns wiederum in eine ganz andere Sichtweise ein, und zwar in die Geschichte der »Israel-Studien« in Deutschland, deren nun zögerlich

beginnende akademische Verortung hierzulande ein großer nicht nur akademischer Wert zukommt, denn die Einführung solch eines Studienganges an unseren Universitäten ist auch von politischer und gesellschaftlicher Bedeutung.

Die Deutsche Bahn hat einen ICE nach der im März 1945 in Bergen-Belsen ermordeten Anne Frank benannt, damit setzt sich Anning Lehmensiek auseinander. Unsere Freiwilligen erzählen ihre Geschichten von Jerusalem und bieten Ihnen Einblicke in das, was sie vor Ort in unserem Namen tun. Ihnen und all den anderen Autorinnen und Autoren gilt ein großer Dank.

Diese Predigthilfe ist nur möglich durch die verlässliche und unermüdliche Arbeit unserer Ehrenamtlichen. Und daher gilt mein tiefempfundener Dank Ingrid Schmidt, die uns neben all den germanistischen Mühen, die wir ihr manchmal machen, auch in viele anregende Werke für Schule und Gemeinde und nicht zuletzt in die neue Jerusalem-Ausstellung im Jüdischen Museum Berlin einführt, Helmut Ruppel, der uns neben allem anderen in diesem Abschnitt ebenfalls Kostbarkeiten wie etwa das Buch von Andrea Pangritz über Helmut Gollwitzer vorstellt, und Lorenz Wilkens, der nicht allein mit seinem Gespür für die Kirchenmusik für uns neue Akzente setzt.

»Die Geschichte Jerusalems ist die Geschichte der Welt« – so hat es Benjamin Disraeli, der ehemalige britische Premierminister einmal formuliert. Mit diesem Satz im Herzen wünsche ich Jerusalem und Ihnen alles erdenkliche Gute und verbleibe in Verbundenheit

Ihre
Dagmar Pruin

Geleitwort

Nikolaus Schneider

Es war und ist eine kluge Entscheidung, den »Israelsonntag« fest im Kirchenjahr zu verankern. Am 10. Sonntag nach Trinitatis, in diesem Jahr am 5. August, sind die Gemeinden aller Landeskirchen der EKD herausgefordert, sich mit dem Thema »Israel« auseinanderzusetzen. Und das ist gut so!

Von Anfang an war das Verhältnis »Kirche – Israel« oder »Judentum – Christentum« klärungsbedürftig. Jesus verstand sich als Messias Israels. Sein Denken, Reden und Handeln waren geprägt von der Tradition seines Volkes und können als eine bestimmte Interpretation des Weges und des Bundes Gottes mit seinem Volk Israel verstanden werden.

Der Apostel Paulus war ein gebildeter jüdischer Theologe, dessen Wissen für die Interpretation des Jesusgeschehens maßgebend wurde. Und der »Urknall« für alle christlichen Gemeinden und Kirchen ereignete sich in Jerusalem, im Geschehen von Karfreitag und Ostern.

Sehr schnell mussten sich die ersten Gemeinden dem Thema stellen, wie die Gemeinschaft von Juden und Nichtjuden, also Heiden, zu denken und zu leben ist. Im Neuen Testament fanden die damit verbundenen Auseinandersetzungen ihren Niederschlag, etwa bei der Frage nach der Geltung der Speisegebote oder des Gebotes der Beschneidung.

Die Aussagen des Neuen Testamentes zu Israel und zum Judentum sind nicht einlinig und auch vieldeutig. Deshalb haben die christliche Gemeinde und die christliche Theologie eine herausgehobene Verantwortung für ihren Umgang mit der biblischen Überlieferung und der Entwicklung ihrer Lehre zu diesem Fragenkreis. Denn je nach Auswahl der Traditionen, je nach Interpretation und theologischer Einordnung gestaltet sich das Verhältnis zu Israel und dem Judentum als »brüderlich«, als feindlich oder als desinteressiert. Und die fatale Entwicklung des Verhältnisses zwischen »Kirche und Israel« und »Judentum und Christentum« setzte schon zu neutestamentlichen Zeiten ein.

Als beherrschend hat sich die Vorstellung herausgebildet, dass die »Kirche« die »Synagoge« abgelöst habe. Israel sei von Gott verworfen, die Kirche an seiner Stelle erwählt. Und die häufigen Judenverfolgungen wurden als Bestätigung dieses Narrativs verstanden. Die »Substitutionstheorie« hatte sich so fest etabliert, dass sie in der darstellenden Kunst maßgebend und zum gemeinsamen Bestand der christlichen Theologien werden konnte, auch nach den großen Abspaltungen der Orthodoxie und der Kirchen der Reformation.

Die Kirchen haben die »Verwerfung Israels« als Triumph und Überlegenheit von Kirche verstanden und gefeiert. Gespräche mit Vertretern des Judentums hat es zwar immer wieder gegeben, aber »von oben herab«. Störrische Rabbiner sollten zur Einsicht gebracht werden. Und wenn es nur bei der verbalen oder kulturellen Überlegenheitsgeste blieb, war das ein Glück für die Judenheit. Theologie und Kirche haben die staatliche Macht nur zu häufig auch zum gewaltsamen Vorgehen gegen die Judenheit aufgefordert: Diskriminierung, Vertreibung und Verfolgung gehörten immer wieder zum Erleben von Jüdinnen und Juden im christlichen Abendland.

Dieser historische Tatbestand macht deutlich, dass die Verantwortung für den Umgang mit der biblischen und theologischen Tradition nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Denn erst seit fünfzig Jahren, also nach einer beinahe 1950 Jahre andauernden Geschichte von Überlegenheitsansprüchen der Kirche gegenüber der Synagoge und der Gewalt von Christen gegen Juden kommt es zu einer neuen Sicht im Bereich von Kirche und christlicher Theologie. Auslöser dafür waren die mit Worten kaum zu beschreibenden Gewaltexzesse des nationalsozialistischen Deutschlands und seiner Helfer gegen die Jüdinnen und Juden Europas. Das Erschrecken darüber nötigte Kirchen und Theologie zu einer tiefgreifenden Revision theologischer Theorie und kirchlichen Handelns. Es kam zu einer Neubestimmung des Verhältnisses von Kirche und Israel, von Judentum und Christentum.

Der Anstoß dazu kam von einzelnen Theologinnen und Theologen. Die entscheidenden Foren für diese Erneuerung waren der Deutsche Evangelische Kirchentag und landeskirchliche Synoden auf evangelischer und das Zweite Vatikanische Konzil auf katholischer Seite. Im Bereich der evangelischen Theologie spielte auch die alte Debatte darüber eine Rolle, wie das Verhältnis von »Gesetz und Evangelium« zu bestimmen sei. Dient das Gesetz allein dazu, die Unmöglichkeit des mit ihm gebotenen Weges der Frömmigkeit erfahrbar zu machen, oder ist das Gesetz eine notwendige Form des Evangeliums?

Bei den theologischen Überlegungen war ein entscheidender Punkt die Frage, welche biblischen Überlieferungen zur Bestimmung des jüdisch-christlichen Verhältnisses grundlegend sein sollten. Die Fokussierung auf die paulinische Einsicht, dass der Bund Gottes mit seinem Volk ungekündigt ist und seine Verheißungen fortbestehen, war dabei entscheidend. Die Reflexionen in Römer 9-11, die eine endgültige Lösung aller mit dem jüdisch-christlichen Verhältnis verbundenen Dilemmata Gott anvertraut, bildeten die Grundlage der Arbeit der um Erneuerung bemühten Theologinnen und Theologen.

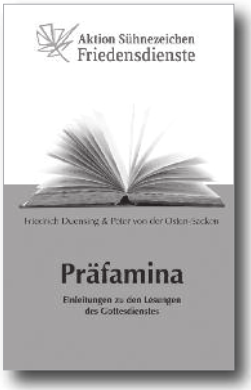
Diese Arbeiten stehen immer noch am Anfang. Wir können nicht davon ausgehen, dass die Neuinterpretationen unbestrittener »common sense« innerhalb der christlichen Theologie und der christlichen Kirchen sind. Aber mit großer Freude können wir feststellen, dass es innerhalb des Judentums nicht mehr wenige »Exoten« sind, die sich als Gesprächspartner und -partnerinnen zur Verfügung stellen. Auch im Bereich der jüdischen Orthodoxie sind erste Stimmen vernehmbar, die Interesse am theologischen Austausch signalisieren.

Angesichts dieser Lage ist es von herausragender Bedeutung, wie wir als christliche Kirchen mit den Texten unserer biblischen Tradition umgehen, gerade am »Israel-Sonntag«. Die Verheißungen des Predigttextes aus Jesaja 62 bleiben für Israel gültig, können nur behutsam über Christus als »Türöffner« aus dem Judentum zu den Heiden auch von Christinnen und Christen mitgehofft werden. Der ausgewählte Psalm thematisiert eindrücklich die Situation verfolgter Menschen, die allein auf Gott hoffen (können). Die Evangelienlesung nach Markus betont die Verbindung jüdischer Frömmigkeit mit jesuanischer Lehre, während der lukanische Perikopenabschnitt alte Verwerfungstheorien befeuern könnte. Und der Epistelabschnitt aus Römer 9 lässt alle theologischen Mühen und Rätsel anklingen, die vor allem auf Gottes Erbarmen hoffen. Und das ist die entscheidende Perspektive! Auch heute! Das gilt gerade für die Menschen aus Christenheit und Judenheit, die ein brüderliches/geschwisterliches Verhältnis zueinander pflegen wollen. Und wir müssen alles dafür tun, dass der neue Weg des Miteinanders zwischen Judentum und Christentum unumkehrbar wird. Dazu helfe auch ASF mit dieser Veröffentlichung.

ASF-Publikationen und Materialien

Handreichung zum Umgang mit Rechtspopulismus im kirchlichen Raum

Die Handreichung richtet sich an Haupt- und Ehrenamtliche in kirchlichen Arbeitsfeldern, die Informationen zu Rechtspopulismus und seinen Anknüpfungspunkten in kirchlichen Kontexten suchen. Sie bietet eine vertiefte Einführung in die Erscheinungs- und Ausdrucksformen momentan erstarkender rechtspopulistischer Bewegungen und Argumente. Die Handreichung gibt Vorschläge und Beispiele, wie man mit diesen umgehen bzw. dagegen angehen kann. (kostenlos, zzgl. Versandkosten)



Präfamina – Einleitungen zu den gottesdienstlichen Lesungen

Die Präfamina versucht die Lesungen – insbesondere die unbekannteren, schwierigeren Texte – mit wenigen Sätzen so einzuleiten, dass auch ihre weniger bibelfesten, weniger regelmäßigen Hörer_innen bei der einmaligen Verlesung etwas Wesentliches zu verstehen und zu behalten vermögen. Dabei werden die liturgischen Konsequenzen des christlich-jüdischen Gesprächs für die gottesdienstlichen Lesungen bedacht. Die knappen Texte können einem neuen Hören der biblischen Texte dienen. »Fremde Heimat Liturgie?« Die erklärenden Präfamina helfen, liturgisch Sprache zu finden und Orientierung zu gewinnen in den Herzstücken des christlichen Gottesdienstes. (5 Euro, ab 20 Stück 4 Euro, ab 50 Stück 3 Euro)

Jetzt im ASF-Infobüro bestellen:
per Post: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Auguststraße 80, 10117 Berlin //
per Fax: (030) 28395 – 135 // per E-Mail: infobuero@asf-ev.de

Mehr Materialien finden Sie im ASF-Webshop: www.asf-ev.de/webshop

KAPITEL I
Impulse aus Theologie und Zeitgeschichte

Gottreich Albrecht: Jerusalem, Davidsturm an der westlichen Altstadtmauer, 13.11.2005

Ein trauriges Kapitel (Lk 19,41-48)

Peter von der Osten-Sacken

Unter den Evangeliums-Lesungen für den 10. Sonntag n.Tr. steht neben Mk 12, 28-34 auch Lukas 19, 41-48, die von Jesus angekündigte Zerstörung Jerusalems – ein Text mit peinigender Predigtgeschichte. Wer unter den Predigenden sich dem stellen willen, greife zu den folgenden Gedankengängen. Wir danken dem Autor Peter v.d.Osten-Sacken, dass er uns seinen Aufsatz aus »Anstöße aus der Schrift« (Neukirchen 1981) gekürzt zur Verfügung gestellt hat.

Jesus ist nicht der erste, der über Jerusalem weint, auch nicht der letzte. Am 9. Ab – zur Zeit des 10. Sonntags nach Trinitatis – gedenkt das jüdische Volk der Zerstörung Jerusalems und seines Tempels durch Nebukadnezar 586 v.Chr. und zugleich der Zerstörung von Tempel und Heiligtum im Jahre 70 durch Rom. Die Schuld sieht Israel beide Male auf seiner Seite: »Wir haben dein Haus verwüstet durch unsere Sünden. Wir haben unsere Propheten getötet und alle Gebote übertreten, die in der Tora sind« (Pesikta Rabbati 138a; vgl. Steck,S. 86ff.). Eine Vielzahl ähnlicher Deutungen sucht die Katastrophen zu erhellen. Sie alle kreisen um das Motiv des Ungehorsams (vgl. bSchabbat 119b; Billerbeck III, S. 253). Wer hätte das Recht, die Kinder Israels zu hindern, so ihre Sünden zu bekennen? Ganz gewiss auch hat Jerusalem 586 v. und 70 n. Chr. nicht das erkannt, was zu seinem Frieden dient (Lk 19,42). Und doch – soll es im Jahre 70 zerstört worden sein, weil es Jesus als Messias ablehnte? Die Frage wird im Rahmen der Exegese gestellt – an Lukas.

Jesus klagt (13,34f.), er kündigt den Tod derer an, die ihn ablehnen (19,27), er weissagt weinend die Zerstörung von Stadt und Bewohnern (19,41-44), noch bevor er die Stadt betreten, noch bevor er ein Wort der Lehre in ihr gesagt hat; er nähert sich ihr *(eggys, eggizein)* – das ist das ständig in Kap. 19 wiederkehrende Wort (V. 11.28.37.41). Mehr geschieht nicht, bevor er Gericht ankündigend zu reden beginnt. Wie oft hat er wirklich die Kinder Jerusalems gesammelt (13,34)? Nur in Kap. 2 zeigt der Evangelist ihn in der Stadt. Symeon anerkennt den Säugling Jesus lobpreisend als den Messias Gottes, Hannah die Prophetin spricht über ihn zu allen, die die Erlösung Jerusalems erwarten (2,29-32.36-38). Der Zwölfjährige lauscht »in dem, was meines Vaters ist«, den Lehrern, fragt sie und wird bewundert ob seiner Einsicht (2,41-52). Summarisch vermerkt Lukas zweimal die Anwesenheit von Jerusalemern unter Jesu Hörern (5,17; 6,17; s. G. Schneider, S. 391). Und am Ende? Das ganze Volk hängt an seinen Lippen, nicht einmal, sondern ständig (19,48; 21,38). So fällt es schwer, Lukas zu glauben, nicht nur die Hohenpriester und führenden Leute, sondern auch das Volk habe die Freilassung des Barabbas

gefordert (23,13-25). Doch auch wenn es so wäre: Noch am Kreuz bittet Jesus im dritten Evangelium: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun« (23,34). Sollte diese Bitte Jesu nutzlos gewesen sein – gerichtet auf die Vergebung einer unvergebbaren Sünde (Luther, S. 351)? Selbst wenn sie ein Zusatz der späteren handschriftlichen Überlieferung wäre – sollte denn der Gerechte, der hier in Jerusalem als »König der Juden« stirbt, nicht ins Gewicht fallen? Zählen auch jene Töchter der Stadt nicht, die ihn klagend bis zuletzt begleiten, ein Zeichen dafür, dass sich die Kinder Jerusalems auch vom Evangelium des Lukas selber her unter keine Kollektivschuld subsumieren lassen? Sollte *coram deo* das Weinen der Frauen »unwirksam gegen das Handeln der Männer« sein (Conzelmann, S. 125)? Aus dem Zentrum des Evangeliums selber, aus dem Tode Jesu als Medium der Vergebung, nicht der Vergeltung, wird das Nein hörbar gegenüber einer Deutung der Zerstörung Jerusalems, wie sie Lukas in 19,41-48 angedeutet hat. Dies gilt umso mehr, als das Volk Israel die Zerstörung der Satdt überlebt hat.

Im Sarg wurde Jochanan ben Sakkai noch vor dem Jahr 70 aus Jerusalem herausgetragen, um höchst lebendig von den Römern die Erlaubnis zu erwirken, das Lehrhaus von Jabne (Jamnia) zu gründen (Echa Rabbati zu 1,5). Dort wurde die Kontinuität zu den Vätern gewahrt, dort wurden die Grundlagen gelegt für die Weiterexistenz im Zeichen des zerstörten Jerusalem. In einer Zeit, in der Apokalypsen der Resignation das Wort reden und Hoffnung erst jenseits der Geschichte ansiedeln (syr. Bar., 4. Esra), setzen die Toralehrer andere Akzente (Glatzer, S. 14ff.). Auch sie leiden unter der zerstörten Stadt, sehen Gott selber klagen im Angesichte seines Tuns: »Wehe mir, dass ich mein Haus zerstört habe, mein Heiligtum verbrannt und meine Söhne verbannt unter die Völker dieser Welt« (b Berakot 3a, s. Glatzer, S. 27 mit Anm. 8). Doch all dies ist getragen von der unzerstörbaren Zuversicht: Er wird sich erbarmen. Auch wenn jetzt Rom herrscht, so doch nicht für immer. Dem Erbarmen Gottes gilt es entgegen zu leben, zwar in der Abkehr von der trostlosen Gegenwart, aber damit nicht in der Abkehr von der Geschichte. Vielmehr ist es Zeit, sich zurückzubeugen in die Geschichte der Väter und in ihr das Handeln Gottes zu erkennen, seinem Plan nachzuspüren, das gegenwärtige Leben nach der Tora mit jener Geschichte zu verknüpfen und so die geheime Antigeschichte gegen die römische Herrschaft zu leben: »Es wird versucht, die Geschichte als den Raum der Planverwirklichung Gottes zu retten. Die Herrschaft des Menschen, die in der Zeitgeschichte ihre heilloseste Form angenommen hatte, erweist sich gegenüber der Herrschaft Gottes, die in der Vergangenheit waltend aufgewiesen wird, als nur scheinbar und vorläufig. Das Königtum Gottes, dessen Durchsetzung sich die Zeitgeschichte entgegenstellt, findet sein Reich in dem gleichsam privaten Raum des menschlichen Lebens.

Die Halacha [das verbindliche Religionsrecht] erscheint demnach als die Verfassung eines Bezirkes, der sich ganz und gar zum Königtum Gottes bekennt und sich als Keimzelle des messianischen Reiches ansieht« (Glatzer, S. 44). Vielleicht stehen jener um das Verhältnis von Evangelium und Geschichte ringende Lukas und diese um die Beziehung von Tora und Geschichte ringenden frühen rabbinischen Lehrer ungeachtet aller Unterschiede doch näher beieinander, als traditionelle theologische Wertungen es erkennen lassen?

Die Zukunft Israels, für die bei Lukas allenfalls in Andeutungen Raum gelassen ist (Lk 21,24; Apg 1,6), erscheint tröstlich für Juden und Christen in einer Erzählung über den Mann, dem im Rahmen der von Glatzer skizzierten tannaitischen Zeit eine Schlüsselstellung zukommt, Rabbi Akiba. Als er sich einst mit Gamaliel, Eliezer ben Sacharja und Jehoschua dem zerstörten Heiligtum nähert und ein Fuchs aus den Trümmern hervorkommt, beginnen alle zu weinen – außer Akiba. Akiba lacht. Wenn Gott seine Drohung wahr gemacht hat, Zion solle wie ein Feld gepflügt werden (Micha 3,12), wie sollte er da nicht seine Verheißung einlösen: Es werden noch Greise und Greisinnen in Jerusalem wohnen (Sach 8,4)? »Akiba, du hast uns getröstet. Akiba, du hast uns getröstet« (bMakkot 24a).

Wenn denn die Verheißungen Gottes unumstößlich sind (Röm 9,4f.; 11,29), so mögen Lukas und Akiba am 10. Sonntag nach Trinitatis zur Praxis des Pauluswortes einladen: »Freut euch mit den Fröhlichen und weint mit den Weinenden!« (Röm 12,15) – umso mehr, als die Ermordung des jüdischen Volkes in Europa und die Rückkehr der Juden ins Land der Väter in unserem Jahrhundert Weinen und Freude vereinen.

Lit.: P. Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch, I, 31961; H. Conzelmann, Die Mitte der Zeit, 41972; N. N. Glatzer, Untersuchungen zur Geschichtslehre der Tannaiten, 1933; M. Luther, Evangelien-Auslegung III, hrsg. v. E. Mühlhaupt, 31961; O.H. Steck, Israel und das gewaltsame Geschick der Propheten, 1967.

Jerusalem? Jerusalem!

Martin Stöhr

I

Der israelische Philosoph *Omri Boehm* nennt Jerusalem »unser Goldenes Kalb« und polemisiert gegen Elie Wiesel, der die Stadt in us-amerikanischen Medien als »das Herz unseres Herzens, die Seele unserer Seele« bezeichnet hatte. Die israelische Autorin *Zeruya Shalev* schreibt, diese Stadt »gehört dem jüdischen Volk« und war bereits »vor dreitausend Jahre« unsere Hauptstadt. Der Chef der Berliner Staatsoper, Daniel Barenboim schlägt den Israelis und den Palästinensern vor: »Teilt euch die Stadt! Nicht nur Israel hat ein Existenzrecht, auch Palästina. Die Welt muss beide als Staaten anerkennen.«[1] Neu belebt hatte Donald Trump diese Debatte mit seiner Behauptung »Jerusalem ist die Hauptstadt Israels«, ein Postulat von außen, das die dort lebenden Menschen unterschiedlicher Volks- bzw Religionszugehörigkeit, ihre Geschichte oder politischen Optionen weder kennt noch achtet. Auch wenn *Donald Trump* üblicherweise sich keiner tieferen Bibelkenntnis, etwa in einem christlichen Gottesdienst aussetzt, so sind doch viele seiner WählerInnen fromme, evangelikale Christen. Einer ihrer Sprecher jubelt zu diesem Trumpschen Bekenntnis: »Das größte Hindernis für Frieden war immer der finstere palästinensische Traum, dass sie das jüdische Volk aus Jerusalem verjagen können. Präsident Trump hat diesen finsteren Traum zerschmettert«.[2] Vereinzelte christliche oder jüdische Fundamentalisten träumen darüber hinaus von einem Wiederaufbau des Tempels. Doch dies ist ein Projekt der messianischen Zeit. Solche fundamentalistischen Träume sind zutiefst durch Feindbilder vergiftet, die sie brauchen, um die eigene Position zu stärken; sie zu gewinnen geht am einfachsten durch eine Negation der »Anderen«.

II

Über neunhundert Mal kommt Jerusalem in der Bibel vor. Der Name des irdischen Jerusalem heißt nach einer Lesart zwar »Ir Schalom«, Friedensstadt, aber seit dem Ende des Staates Juda 587 v.Chr. ist es von Babylon, Schuschan, Theben, Alexandria, Antiochia, Rom, Byzanz, Damaskus, Bagdad, Kairo, Aleppo, Konstantinopel, London und Amman aus regiert worden. Seine Bevölkerungen werden mit ihr erobert, vertrieben oder geplündert. In jüdischen und christlichen Weltkarten der Antike ist Jerusalem die Mitte der Welt. Die Verwirklichung ihres Namens »Friedensstadt« steht für die umstrittene und umkämpfte Stadt noch aus.[3]

Die Geschichte einer Stadtsiedlung beginnt ca 1800 v.Chr. Ihr erster Tempel, unter Salomo (ca 970) erbaut, wird, nach der Zerstörung durch die Babylonier

586/7 und nach dem Ende der Babylonischen Gefangenschaft (ca 536) mitsamt der Stadt Jerusalem wiederaufgebaut. Im Jahr 70 n.Chr. wird die Stadt durch die Römer endgültig zerstört. Juden wird der Aufenthalt in ihr und in Judäa verboten. Der jüdische Widerstand gegen das weit überlegene Imperium Romanum unter Bar Kochba, den manche für den Messias halten, wird 135 n. Chr. gebrochen. Jerusalems neuer, jetzt lateinischer Name Aelia Capitolina soll den biblischen Namen und das damit verbundene Volk vergessen machen. Eine römische Münze mit der Inschrift »Judaea Captiva« zeigt einen Legionär, der mit Lanze und Schild bewaffnet auf einen trauernd sitzenden Juden herabblickt. Das Siegestor der siegreichen Weltmacht, der Titusbogen, präsentiert in Rom stolz die den Unterlegenen geraubten Tempelgeräte.

III

Die Stadt wird in der Bibel *beschrieben* (Ps 122,3) als »Jerusalem, die du gebaut bist wie eine wohl gefügte Stadt.« Sie wird *besungen* nicht nur in Liedern derer, die zu ihren Festen wallfahren (Ps 135,21): »Gepriesen sei der Herr, er, der in Jerusalem thront.« Sie wird *beweint* nach ihrer mehrmaligen Zerstörung und der Deportation ihrer BewohnerInnen (KlGgl): »In die Erde eingesunken sind ihre Tore... Es gibt keine Weisung (Tora) und die Propheten haben vom Herrn keine Schauung empfangen«. Im Exil wird an die Stadt erinnert (Ps 137): »An den Wassern Babylons saßen wir und weinten, als wir an Zion gedachten.« Nicht nur mit Trauer, sondern mit Wut weigern sie sich, die überall und immer beliebten jüdischen Lieder zu singen, nein, sie »hängen ihre Harfen an die Weiden«. Aber zugleich können sie Jerusalem nicht vergessen: »Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wenn ich deiner, Jerusalem, nicht mehr gedenke.« Doch die Stadt hat *Hoffnung*, denn es ist Israels Gott, der durch seinen Boten erklären lässt (Jes 54,8), dass er »im Auffluten von Wut« sich der Stadt und dem Volk »eine Weile verborgen« habe. Die »Gedemütigte« und »Sturmzerzauste« wird aus kostbarstem Baumaterial wiedererstehen, eine Hoffnung, die hier genau wie im letzten Buch des Neuen Testamentes, der Johannes-Offenbarung, zukunftsträchtig weiter überliefert wird.

Wie die Propheten *warnt* Jesus, Jude unter römischer Besatzung, vor einer drohenden Vernichtung Jerusalems. Im Unterschied zur griechischen Tragödie wird diesem, wie mit jedem prophetischen Aufruf damit *nie* ein unausweichliches Schicksal vorhergesagt, sondern zur Umkehr gerufen. Diese ist bis zum letzten Atemzug menschenmöglich. Aber es ist genau hinzuschauen. In der jüdischen Tradition gibt es *viele* Deutungen dieses einschneidenden Geschehens und der daraus folgenden Zerstreuung der Juden in viele Länder.

In der christlichen Tradition dominiert als *einzige*, menschliche Interpretation der römischen Gewalttat im Jahr 70 n.Chr.: Gott bestraft Israel für seinen Unglauben gegenüber dem in Jesus erschienenen Messias.

Einmal verweigert man mit dieser Straftheorie die Solidarität mit den, zumeist von Christen, verfolgten Juden. Zugleich wird die jüdische Anfrage abgewehrt: wenn der Messias gekommen ist, warum warten dann die Christen auf seine Wiederkunft? Vor allem aber: Müsste sich mit dem gekommenen Messias dann nicht gemäß den biblischen Texten die Welt grundlegend zu einem Reich des Friedens und der Gerechtigkeit verändert haben? Das sei doch nicht verwirklicht. Die Anfrage steht bis heute. Emil Fackenheim, als junger Rabbiner aus Deutschland vertrieben, fragt: Ist das nicht ein »Messianismus mit nur einem Menschen... Sind Schwerter zu Pflugscharen geworden? Ist der Krieg von der Erde verschwunden?«[4] Ein christlicher Versuch, zu antworten, erklärt dann zu schnell Gerechtigkeit und Frieden zu Ereignissen des Inneren Menschen oder verlagert sie in ein Leben nach dem Tod. Die Messiasfrage aber ist eng mit Jerusalem verbunden. Das 2. Makkabäerbuch (3,1-4) erwähnt einen Streit zwischen dem dort amtierenden Hohepriester Onias und dem Tempelverwalter Simon über die Marktaufsicht in Jerusalem. Im Jerusalemer Talmud[5] wird von einer Versammlung der »Großen Jerusalems« berichtet, bei der gegessen, getrunken, Tora studiert und getanzt wurde: Das alltägliche Leben wird in der messianischen Zeit völlig verändert, das kann in bunten Bildern ausgemalt werden. Auch die berühmten Rabbiner Elieser und Jehoschua, berühmt für ihre häufig kluge und unterschiedliche Tora-Auslegung, seien bei diesem Gastmahl gewesen. Die rabbinische Literatur kennt sehr verschiedene, nicht auf eine Formel zu bringenden Vorstellungen des kommenden Messias.[6]

IV

Wenn in der Kirche das »Wachet auf, ruft uns die Stimme... Wach auf du Stadt Jerusalem!« (EG 147) gesungen wird, dann drückt das Lied auch ein christliches Dogma aus: Die Kirche redet sich mit beiden Ortsnamen selbst an und schiebt sich an die Stelle von Zion und Jerusalem. Diese Selbstbegünstigung auf Kosten Israels zu Gunsten der Christenheit ist eine Substitutionstheologie im mächtigen Corpus Christianum, mit der die Kirche sich an die Stelle des bleibend berufenen Volkes Gottes setzt. Das bewirkte für die Kirche dreifach fatale Folgen.

Einmal ist damit die biblische Geschichte um Israels Erfahrungen mit Gott und der Welt verkürzt. Die Materialität, Weltbezogenheit und Irdischkeit von Gerechtigkeit, Liebe, Freiheit oder Frieden/Versöhnung können sich zu Jenseitshoffnung oder Innerlichkeit verdünnen. Verloren geht jene schon auf

den ersten Seiten der Bibel angelegte Verantwortung für Geschichte und Welt, die der Schöpfer seinen Ebenbildern zutraut und zumutet – trotz ihres verantwortungslosen Handelns, das mit dem unbiblischen Begriff weder als »Sündenfall«, noch als Erbsünde zu bezeichnen ist – schon gar im biologistischen Sinn. Zahllose verschiedene Worte benutzen die biblischen Autoren, um immer konkret das böse und gottwidrige Handeln von Menschen zu benennen.

Zum anderen ist einer falschen Lektüre des Alten Testamentes Tür und Tor geöffnet. Dann beziehen die Christen die biblischen Verheißungen vor allem auf sich und die biblische Kritik auf Israel. Dabei ist jede prophetische Kritik an Israel auch Kirchenkritik, wenn denn der Tenach, das sog Alte Testament, der umfangreichste und gleichwertige Teil der christlichen Bibel ist. Und nicht nur Vorgeschichte oder Hinführung zur »eigentlichen« Offenbarung Gottes in Jesus Christus. Auch die schärfsten prophetischen Kritiken an Israel, wie z. B. »Lo Ami« (»ihr seid nicht mehr mein Volk«: Hos 1,19), zielen auf die Umkehr zu einer gelebten Tora (Weisung) im Vertrauen auf den Einen Gott zu praktizieren im Alltag aller Menschen und Gesellschaftsschichten.

Drittens: Die Berufung Israels durch Gott gilt dann als beendet. Aber sie ist weder in der ganzen Bibel noch in der rabbinischen Literatur bis heute widerrufen. Nur das Christentum, später der Islam, sehen Israel, als sei es in ihnen selbst »aufgehoben«, im doppelten Sinn des Wortes »aufgehoben«. Hans Ehrenberg kritisiert dieses Abschieben Israels in die Vorläufigkeit so: »Das Judentum ist von der Kirche als Sprungbrett benutzt worden, um von ihm in die Vollendung und Vollkommenheit, ins Himmelreich hineinzuspringen. Und wenn es diesen Dienst getan hat, bekommt es einen Fußtritt«.[7]

V

Im Judentum gibt es verschiedene Versuche, die schrecklichen Ereignisse 598 vor und 70 nach Christus zu deuten und zu verstehen, deren eine Folge sei die Zerstreuung in viele Länder. Will Gott die Diaspora seiner Gemeinde dazu benutzen, dass Sein Name überall bekannt wird – »bis an die Enden der Erde« (Ps 56,6; 72,8; 135,7; Jes 49, 6; Apg 1,8)? Wird auf ihn jetzt nicht nur im Kult und in heiligen Räumen gehört werden, sondern überall in Gottes weiter Schöpfung? Nimmt man die Propheten nicht ernst? Gibt es eine Chance zur Läuterung der Menschen, zu einer erneuten Umkehr? Eine neue Antwort wagt zu sagen, dass Gott mit dem jüdischen Volk ins Exil und in die Diaspora geht. Er ist weder an Heilige Böden noch an Heilige Räume gebunden. So gewiss er, z. B. nach Psalm 132, 13, im Tempel mit seinem Wort wohnt, so gewiss ist er dadurch in seinem Handeln nicht begrenzt. Es endet nicht mit der Heimkehr nach Jerusalem aus dem babylonischen Exil und dem Wiederaufbau der Stadt

Jerusalem. Dieses Geschehen wird, z. B. im zweiten Teil des Propheten Jesaja, mit der erwarteten messianischen Zeit, also mit der Neuschöpfung zusammen erhofft und gedacht; eine enttäuschte Naherwartung, die dem frühen Christentum keineswegs fremd ist. Deswegen ist festzuhalten: Propheten im Alten wie im Neuen Testament sind keine Wahrsager, sondern Wahrheit-Sager – im jeweiligen Heute und über den Tag hinaus. Realität soll werden, was für die Heilung einer leidenden Welt und für das Heil heilloser Zustände notwendig ist. Die Welt bleibt nicht wie und was sie ist. Das Ziel bestimmt schon die Schritte derer, die es ansteuern. Die prophetischen Botschaften nehmen zugleich jene in Dienst, die sie hören. Es irrt, wer Glaube, Liebe, Hoffnung allein durch das Christentum vertreten und universalisiert sieht. Sie gehören mit Gerechtigkeit zur Kernbotschaft der ganzen Bibel. Woher sonst lernt – ob gläubig oder nicht – die Arbeit im Biorhythmus der sieben Tage zu unterbrechen. Wobei die in Israel angemahnte Lektion aus dem weiter gehend ausgelegten Sabbatgebot, Schulden zu erlassen und Sklaven zu befreien (3. Mose 25), weder im Staat Israel noch an anderen Plätzen der Welt kaum gehört wird. Der Bedarf zu dieser innovativen Praxis ist allerdings groß.

VI

Der neutestamentliche Prophet Johannes greift diese Perspektive auf, weil er natürlich die universale Perspektive aus seiner Bibel, dem Alten Testament, genau so kennt wie den besonderen Blick auf das zu seinem Zeugen berufenen Volk Gottes, Israel, sowie die Rolle der heilig-unheiligen Stadt Jerusalem. Gottes besondere Geschichte mit Israel ist eben nicht vom universalen Kontext sowie Auftrag seiner Existenz unter den Völkern zu trennen. Johannes (Off 21,9-27) hofft für die und mit der ganze(n) Schöpfung, die auf Erneuerung wartet. »Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde… und die heilige Stadt, ein neues Jerusalem, sah ich vom Himmel herabkommen von Gott her… Siehe da, die Wohnung Gottes bei den Menschen, er wird bei ihnen wohnen und sie werden seine Völker sein… Er selbst wird die Tränen der Leidenden abwischen… Tod, Angstgeschrei und Mühsal haben ein Ende… Siehe ich mache alles neu… Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst!« (Off 21,1-6). Eine Stätte besonderer Gottesbegegnung mit Gott – neben Sinai und Wüste – ist und bleibt Jerusalem.

Die Vision des Visionärs Johannes auf den letzten Seiten der Bibel, mit ihren ebenso zukunfts- wie gegenwartsrelevanten Hoffnungen, trägt die ausführliche Überschrift »Offenbarung [=Apokalypse] Jesu Christi, die ihm Gott gegeben hat, zu zeigen, was in Kürze geschehen muss«. Diese Dichtung deutet die laufenden Ereignisse der gerade erlittenen Verfolgungsgeschichte, klärt eine ratlose oder ängstlich gewordene Gemeinde auf. Sie fragt, wie ihr Leben

inmitten einer buntscheckigen Welt vieler Religionen und Lebensstile weitergeht, wer über sie bestimmt, die mit Jerusalem verbundene Tora, Weisung, oder die Erlasse und die Macht aus Rom.

VII

Friedrich Hölderlin sieht Johannes in einem Gedicht (1808) auf Patmos sitzen, fern von Jerusalem im Exil, er wandert gedanklich durch antike und biblische Denk-Stationen der Geschichte. Das Gedicht setzt sich auseinander mit bitteren Naherfahrungen von Menschen in ihrer konkreten Geschichte und der Ferne Gottes. Es beginnt mit den Zeilen

»Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott.
Wo aber Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.«

»Unausforschlich ist seine Wahrheit«, so kreiert Luther ein neues Adjektiv Wort im Deutschen, um den Jesaja-Gedanken aus 40,28 angemessen wiederzugeben und die Differenz zwischen Gottes Gedanken und Wegen und den unsrigen deutlich zu machen. Hölderlin nimmt einen Grundgedanken der Bibel auf, dass nämlich Gottes Wege keine Sackgassen sind, sondern weiter in eine neue Zukunft führen. Reich mit überbordenden Bildern hofft Johannes auf den letzten Seiten der Bibel. Ein Gotteshaus, einen Tempel, braucht das »Neue Jerusalem« nicht, denn Gott wohnt in einer Wohngemeinschaft mit den Menschen, ja er selbst ist mit seiner Gegenwart *der* Tempel, ebenso das »Lamm«. Das »Lamm« wird jedoch die »Hure Babylon« oder das »Tier aus dem Abgrund« (Off 13) besiegen: Jesus wirkt macht- und mammonkritisch nachhaltiger und verlässlicher als Rom mit seiner Macht, heißt die ebenso freche wie widerständige Botschaft in der christlichen Minderheit. Sie beteiligt sich deshalb nicht am Kaiserkult. Der grundlegende Unterschied von Schöpfer und Geschöpf erlaubt nicht, etwas, das von Menschen gemacht ist, als »göttlich« zu verehren, sei es auch noch so eindrucksvoll. Jes 44 gießt wie Psalm 115 seinen Spott über jene Menschen aus, die als Höchstes ihr Selbstgeschaffenes, z. B. ein Gott-Kaisertum, mit verbogenem Gewissen und Rückgrat verehren. Sie unterwürfen sich so einem »Nichtigem« (Jes 40,12; Eph 4,17) anstatt Liebe, Recht und Gerechtigkeit zu praktizieren, wozu die Bibel an vielen Stellen einlädt.

VIII

Die keineswegs zu idealisierende Urchristenheit aber ändert sich grundlegend im Verlauf ihrer Ausbreitung rund ums Mittelmeer. Ihre unterschiedlichen

Gestalten entstehen nicht nur in Westrom und in Ostrom bei der Ausbreitung und in der Notwendigkeit, soziale Strukturen zu bilden und vor allem sich zur jeweiligen Herrschaft zu verhalten. Seit Konstantins Regierungszeit (306-337) ist der Weg zu Staats- bzw Volkskirchen eingeschlagen – mit der Versuchung, sich bei der jeweiligen Staatsmacht Autorität zu leihen oder an ihr zu partizipieren, weil das Gottvertrauen schmilzt. Etwa um 345 wird, nachdem es vorher verschiedene kleinere Kirchen in Jerusalem gibt, eine christliche Kirche auf dem Zionsberg, die »Hagia Sion-Kirche« erbaut. Die Kaiserinmutter Helena findet Reste des Kreuzes von Golgata. Es ist zugleich, auch in der autoritären Herrschaft von Byzanz, die Epoche scharfer christologischer Auseinandersetzungen. Jerusalem ist neben Alexandrien, Antiochien, Konstantinopel und Rom eine der fünf Patriarchen-Residenzen, jedoch eine der Hauptpilgerstätten. Der Historiker Dio Cassius[8] berichtet, als Kaiser Hadrian (117-138) an dem »Platz von Jerusalem, an dem der Tempel stand... einen anderen, dem Zeus geweihten Tempel errichten ließ, brach ein nicht geringer und nicht kurz währender Krieg aus«, der schließlich auf das ganze Land übergreift (von 132-135). Der Name Bar Kochba, den manche für den Messias halten, steht für diese Widerstandsgeschichte. So verschieden die messianischen Erwartungen in den alt- und neutestamentlichen Texten, erst recht in den zwischentestamentlichen, außerkanonischen Schriften auch formuliert sind, so begleitet der Auftritt »falscher« Messiasse die Geschichte Israels und der Kirche.[9] Jesus selber hatte vor ihrem Auftreten gewarnt, er, der sich selber nicht als Messias bekannte, aber von seinen Nachfolgern als solcher erkannt und anerkannt wird. Sein Tun und Leben entspricht den messianischen Hoffnungen, wie z. B. Luk 4,14-22 erzählt, dabei aber den Misserfolg seiner »Antrittspredigt« in Nazaret keineswegs verschweigt. Der weise Pharisäer Gamaliel in Jerusalem (Apg 5,33-40) gibt den aufgeregten Landsleuten der Apostel den Rat, gelassen zu bleiben. Ist ihr Werk von Gott, dann »könnt ihr es nicht aufhalten«. Ist es aber »von Menschen... dann wird es sich zerschlagen«, wie das die seinerzeit schon aufgetretenen falschen Messiasse Theudas und Juda erleben mussten.

IX

In der Zeit, in der die Apokalypse entsteht, bedeutet das Wort nicht Katastrophe, sondern Enthüllung, Offenlegung. Die Epoche ist geprägt durch den römischen Gott-Kaiser Domitian (81-96). Er hatte Johannes auf die Gefangeneninsel Patmos verbannt, als die winzige Christengemeinde den allgemeinen Staatskult verweigert und eine brutale Verfolgung einsetzt: Geht es mit ihr zu Ende? Am Schluss dieser Geschichtsdeutung bittet sie um die baldige Wiederkunft ihres Herren Jesus Christus. Es kommt für sie nicht in Frage, einen

Menschen als letztinstanzlichen Gott zu verehren, regiere er auch ein riesiges Imperium Romanum.

Die in der Johannes-Apokalypse übermittelten Hoffnungen revitalisieren die Erwartungen aus dem ersten, dem größeren Teil der Hebräischen Bibel. Nicht nur in Psalm 132 freuen sich die Pilgerzüge nach Jerusalem, dort die »Wohnung Gottes« mit seiner »Lade«, dh der Tora sowie dem verheißungsreichen Volk Davids, seines Gesalbten (=Maschiach=Messias), zu treffen. Solche Vorstellungen zu Jerusalem verbinden sich mit dem Erbe z. B. von Jesaja (2,2-4) und Micha (4,1-6): They had a dream, nämlich, dass die Völker der Welt zum »Haus des Herrn« in Jerusalem pilgern, um »Recht« zu lernen und deswegen die Waffen, Schwerter und Speere, in Pflugscharen und Winzermesser zu konvertieren. Keine »Abschreckung« stört die Menschen, die unter einem sie ausreichend mit Nahrung versorgenden »Weinstock« und »Feigenbaum« sitzen.

X

Die Bibel, schon gar nicht ihr prophetischer Teil, ist kein esoterischer Text einer sich abgrenzenden Gruppe. Er ist von allen Menschen – to whom it may concern – ernst zu nehmen und zu leben. Er impliziert eine praktikable und aktuelle Ethik und lädt dazu ein, sie in jeweils neuen Situationen neu zu entfalten, genauso wie ihre Auffassung vom Menschen oder von der Geschichte. Kein Mensch und kein Geschichtsabschnitt sind gott-los oder vom gerechten und liebenden Gott verlassen. Ohne Schritte auf das Ziel zu bleibt Hoffnung leer. Ziel und Schritte dorthin widersprechen in den Bibelvölkern, Israel und Kirche, angeblich »naturgesetzlichen« Notwendigkeiten menschlicher und sozialer Verhältnisse, wie z. B. Rassen- oder Klassenzugehörigkeit sowie die Globalisierung, die von ihren Verwaltern und PR-Leuten gern für gott- oder naturgegeben gehalten wird. Wer über Herrschaft und Deutungshoheit verfügt, macht aus Menschen auf diese Weise gern Untertanen und Mitläufer. Dann gibt es Verwalter und Zensoren, die über Abweichung und Gehorsam, über Denken und Verhalten entscheiden. Der Mensch ist aber vorgesehen, in der Freiheit seiner göttlichen Bestimmung zu leben. Sie besteht darin, die ihm anvertraute Schöpfung und Geschichte zu gestalten und zu verwalten. Und zwar nach den Regeln der Humanität. Diese sind gebündelt, um von jeder Generation gelernt, gelehrt und gelebt zu werden, z. B. in dem aus dem Alten Testament stammenden Doppelgebot der Liebe oder in Micha 6,8 »Es ist dir gesagt, Mensch, was der Herr von dir fordert: Nichts anderes als Recht üben und Güte lieben und in Einsicht mit deinem Gott gehen.« Die Zehn Gebote beginnen mit einem Credo, das an die Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten erinnert. Der darauf basierte Dekalog ist ein Regelwerk der Freiheit des Einen Gottes für ein jedes seiner jeweils auch einmaligen Ebenbilder. Es grenzt sich

ab von Willkür oder einem ewig unveränderlich-starren »Gesetz der Meder und Perser«. Die Neuauslegungen in neuen Situationen beginnen schon in der Bibel selber, wenn z. B. das Sabbatgebot bis zum Schuldenerlass oder zur Sklavenfreilassung alle sieben Jahre in neue Wirklichkeiten ausgelegt wird. Jesus legt den Dekalog in der Bergpredigt neu und zugespitzt aus. Sie ist keine Antithese zur Tora. Ein jüdisches Glaubensbekenntnis – es gibt verschiedene und nicht nur ein einziges mit normativer Kraft – erzählt die grundlegenden Erfahrungen mit Gott in der Geschichte der Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten. Beispiele dazu finden sich etwa in Psalm 136 oder in 5. Mose 2, 6-9. Das apostolische Credo erzählt auch die Stationen des Weges Jesu von Gott zu seinem Reich. Es ist eines von vielen damals umlaufenden Bekenntnissen (Phil 2 ist ein anderes, das im Gegensatz zum Apostolikum nicht auf eine Jesus gemäße Ethik verzichtet).

Die biblische narrative oder mythische Sprache erschließt die Welt, die nicht nur »meine« ist. Gottes Weisung, biblisch »Tora«, christlich meistens als bloßes »Gesetz« übersetzt und entwertet, sind Antwortversuche auf die Frage zu Herkunft und Sinn des Menschen und seiner Geschichte sowie Regeln zum menschlichen Leben, Zusammen- und Überleben. Sie sind allen Menschen zugänglich. Thomas Mann nennt z. B. die Zehn Gebote »das Ewig-Kurzgefaßte, das Bündig-Bindende, Gottes gedrängtes Sittengesetz... der Fels des Anstandes... das A und O des Menschenbenehmens«.[10]

XI

Christlich wird Jerusalem wahrgenommen als Ort der jüdischen Wallfahrtsfeste, zu denen selbstverständlich der Jude Jesus pilgert. Er tritt aus seiner jüdischen Gemeinde nicht aus. Er zieht wie die jüdische Gemeinde aus aller Welt und zu allen Zeiten zu den großen Festen nach Jerusalem. Er wirkt in Israel Heil-voll und therapeutisch, ruft prophetisch zu Umkehr und Nachfolge, wird verspottet oder missachtet. Er nennt den Tempel gemäß seiner Bibel (Jes 56,7; Mt 21,13) ein »Bethaus für alle Völker« und wirft mit prophetischem Zorn den religiösen Kommerz hinaus. Er setzt Zeichen mit seiner therapeutischen Vollmacht, bekämpft den Hunger und beendet Ausgrenzungen von Menschen durch Menschen. Die von ihm überlieferten Taten sind für seine sich rasch bildende Nachfolgegruppe Zeichen des beginnenden, gegenwärtigen Gottesreiches, erhofft in den prophetischen Erwartungen des kommenden Gottesreiches. Sie entmündigen den Menschen nicht durch ein Imponiergehabe. Weltreiche zu besitzen oder »wunderbar« von Mauern und Zinnen unverletzt in die Tiefe zu springen, das hätte der bibelfeste »Versucher« gern, um aus Menschen manipulierbare Wesen zu machen (Mt 4,1-11) wie sie in der Neuzeit Aldous Huxley 1932 in seinem Roman »Brave New World« entwirft.

Jesus führt die überlieferte prophetische Kritik an Jerusalem weiter, wenn er sagt, er selbst habe »ihre Kinder wie eine Henne die Küken unter ihren Flügeln« versammeln wollen. Er sieht, wie manche Stimmen in der zeitgenössischen rabbinischen Theologie, die Zerstörung des Tempels und der Stadt als Strafe Gottes wegen der Verfehlungen der Gemeinde an. Andere Zeitgenossen sehen darin einen Auftrag, Gottes Namen und Wort bis an die Enden der Erde auszubreiten. Leute aus den eigenen Reihen verleugnen und verraten ihn, lassen ihn allein, als römische Soldaten ihn fangen, verspotten, foltern und schließlich als Unruhe stiftendes »gefährliches Subjekt« kreuzigen. Das geschieht vor der Stadt.

XII

In allen Teilen der Bibel wird damit gerechnet, dass die Gebote zum Tun gegeben sind, und nicht dazu, um den Menschen scheitern zu lassen. Das gilt für das Neue wie für das Alte Testament. Die nur Israel geltenden Zeichen der Bundestreue Gottes, z. B. Kaschrut und Beschneidung, gelten nach Paulus nicht für die Menschen, die aus der Völkerwelt sich zum Gott Israels halten. Redet er von der »Freiheit vom Gesetz«, so meint er die Freiheit der Gojim/Völker von diesen besonders Israel gegebenen Weisungen. Petrus mit seiner in Jerusalem sitzenden Kerngemeinde, sieht das anders und verlangt, dass auch die »Heiden«, werden sie getauft, Israels Tora ganz zu halten hätten. Ihr heftiger Streit spiegelt sich im Galaterbrief wider. Für beide allerdings ist Israels Gott der Schöpfer und Vollender der Welt. Er war und ist nie ein Nationalgott, dessen Befugnisse und Zuständigkeitsbereich die Christenheit angeblich erst universalisiert hätte, wie in den letzten Jahren hier und da, etwa bei Jochen Vollmer und Notker Slenczka, zu lesen war.

Jahrhunderte lang heißt der Hauptvorwurf aus der Christenheit an die jüdische Mutter und Schwester – nähere Verwandte können die Christen gar nicht haben – sie, die Juden hätten Jesus ermordet. Er wird von der römischen Besatzungsmacht hingerichtet, vom kollaborierenden religiösen Establishment in Jerusalem denunziert, aus der eigenen Schülerschar schmählich verlassen, verleugnet und verraten. Die römische Staatsmacht verspottet das besetzte jüdische Volk, seine messianischen Hoffnungen und den Hingerichteten, indem sie auf dem Kreuz eine Inschrift mit einem angeblichen »Schuldspruch« anbringt. »König der Juden« steht da in den im multikulturellen Jerusalem gesprochenen Sprachen Hebräisch, Lateinisch und Griechisch (Joh 19,19f) zu lesen. Jerusalem erlebt jedoch aber gegen alle Resignation und Zweifel Seine Auferstehung. Schaut her: »Ecce Homo«, diesen seinen Menschen(sohn), diesen Gottes(sohn) lässt Gott nicht einfach beseitigen.

XIII

In Jerusalem wird im Tempel und in den Synagogen der Diaspora diese Weisung gelernt. Endlich werden alle Völker sie lernen. Vom zwölfjährigen Jesus, also dem Bar Mizwa, wird überliefert, dass er im Tempel zu Jerusalem sich an der Diskussion über die rechte und aktuelle Auslegung der Schrift beteiligt. Alle Evangelien berichten von seinen »Streitgesprächen« mit Pharisäern und Schriftgelehrten. Die gemeinsame Grundlage mit ihnen ist Jesu Einstellung: Sie »sitzen auf dem Stuhl des Mose. Was immer sie euch sagen, das tut und haltet.« Ihr Tun findet er nicht immer gut. (Mt 23,1-3.) Das Ringen um die rechten Wege ist nicht immer einfach. Es steht nicht der »erste Christ« Jesus gegen die Juden, nein alle am Streitgespräch Beteiligten sind Juden. Aber ihr Denken ist ebenso universal auf die Menschheit wie partikular auf Israel bezogen. Eine universale Hoffnung für die »Befreiung« der »ganzen Schöpfung« bestimmt auch das Denken des Paulus (Rö 8,18-30). Er lässt diesem Abschnitt unmittelbar mit den Kapiteln 9-11 eine Grundlehre zur Bedeutung der bleibenden Berufung Israels folgen. Er wehrt damit jeden Gedankengang ab, dass sie mit dem Überschreiten der biblischen Botschaft über die Grenzen Israels zu den Völkern der Welt hinfällig geworden sei.

XIV

Die widersprüchliche Lebendigkeit Jerusalems und ihres Landes spielt gerade für Paulus eine wichtige Rolle. Er betont leidenschaftlich, dass Israels Erwählung als »Geliebte Gottes« »unwiderruflich« gültig bleibt (Rö 11,29), nachdem er vorher die kleine christliche Noch-nicht-Staatskirche vor der Arroganz gewarnt hatte, sich überheblich von Israel abzuwenden. Denn: »Nicht du [Kirche] trägst die Wurzel, die Wurzel [Israel] trägt dich« (Rö 11,18). Bis zum Ende der Geschichte gilt: Israel ist »mein Volk«, er nennt die »Israeliten meine Brüder«, ehe er aufzählt, was diese Berufung als Zeuge Gottes in der Welt ausmacht: Sie haben bleibend das »Recht der Kindschaft«, die »Herrlichkeit« (»Schechina) Gottes, die »Bundesschlüsse«, das »Geschenk der Tora«, die »Gottesdienstordnungen« und die »Verheißungen, die die Väter« haben. Für ihn zentral ist, »dass aus ihrer Mitte seiner irdischen Herkunft nach der Christus (= der Messias) stammt«. Er schließt die Aufzählung mit dem gottesdienstlichen Ruf »Urbi et Orbi«: »Gott, der über allem waltet, sei gepriesen in Ewigkeit, Amen!« (Rö 9, 1-5). Die besondere Verbundenheit mit Jerusalem zeigt sich bei Paulus, dass er selbstverständlich auf seinen Missionsreisen in der damaligen Welt die in den jüdischen Gemeinden übliche Tempelsteuer als eine notwendige Kollekte für die Armen in Jerusalem sammelt. Er trifft sich später in dieser Stadt auch mit den anderen Aposteln. Das Pfingstfest in Jerusalem begabt die versammelten Menschen aus vielen Völkern mit Gottes

Heiligem Geist und macht sie zu Zeugen in »Jerusalem, in ganz Judäa, in Samaria und bis an das Ende der Erde. (Apg 1,8).

XV

Die biblische Geschichtsauffassung entfaltet in ihren Erzählungen drei Dimensionen: a) Die Geschichte verläuft durch Herkunft und Zukunft der Schöpfung zielgerichtet und nicht in den Vorstellungen einer ewigen Wiederkehr des ewig Gleichen. b) Die mythischen Vorstellungen eines Jüngsten Gerichts betonen die nachfragende Verantwortung eines jeden Menschen für jene, denen z. B. die sechs basic needs fehlen, wie Jesus sie lange vor den »Sozialen Menschenrechten« der UNO 1966, z. B. in Mt 25, 31-46 benennt: Menschen benötigen Brot, Wasser, ein Zuhause, Kleidung gegen Kälte oder Hitze, Gesundheit, Freiheit. Jesus identifiziert sich völlig mit ihnen, denen diese »Lebensmittel« fehlen. c) Betont ist die singuläre Würde und Kostbarkeit eines jeden Menschen als originales, nicht geklontes Ebenbild des einen Gottes. Diese Würde verdankt sich weder Menschen noch Verdiensten oder hierarchischen Ordnungen. Alle Menschen dieser Erde sind gleichwertig, so verschieden sie auch sind. Die Option für die Armen und Schwachen dominiert noch. Alle drei Aspekte kennt Jesus aus der Tora, vor allem aus dem sog. Bundesbuch, Ex 20-24, das zum Bundesschluss Gottes mit seinem Volk führt.

XVI

Auf dem Tempelberg stehen heute zwei Moscheen, er steht unter islamischer, vom Staat Israel anerkannter Verwaltung. Die islamische Eroberung unter Omar gelingt 638 auch deswegen, weil die byzantinische »christliche Herrschaft im Orient nicht Freiheit, sondern Unterdrückung, Ausbeutung und Verfolgung Andersgläubiger gebracht hatte«.[11] Omar sichert Religionsfreiheit zu, verlangt von den Christen eine Sondersteuer und gewährt aber das Recht zur Auswanderung. Auf dem Tempelberg entsteht der Vorläufer der heutigen Al Aksa Moschee, 50 Jahre später vollendet die prachtvolle, goldene Kuppel des »Felsendoms« die große Moschee. In Medina betet Mohammed in Richtung Jerusalem, später in die Mekkas. Die in Sure 17,1 überlieferte Himmelfahrt des Propheten wird in Jerusalem lokalisiert, der im Islam dann drittheiligsten Stadt. Die Eroberung Palästinas durch die Muslime im Jahr 638, der Sieg des »Halbmonds über das Kreuz machte der römisch-byzantinischen Herrschaft in Palästina ein Ende.« Für die Juden des Landes bedeutete das beginnende »halbe Jahrtausend der arabischen Herrschaft eine relative Ruhezeit, insbesondere nach den Verfolgungen, denen sie während der letzten Jahrhunderte ausgesetzt waren«, schreibt Rabbiner Kurt Wilhelm.[12]

XVII

Papst Urban II ruft von einem Konzil in Clermont (Auvergne) 1095 zu einem Kreuzzug auf, auch gedacht als Pilgerreise, ausgestattet mit einem Ablass-Bonus für die Teilnehmer. Jerusalem soll von den »Ungläubigen« befreit werden. Gottfried von Boullion, einer der Teilnehmer notiert in sein Tagebuch: »Am Freitag unternahmen wir einen allgemeinen Sturm auf die Stadt... Als dann die Stunde kam, in der Unser Herr Jesus Christus es zuließ, dass er für uns den Kreuzestod erlitt«, stiegen unsere Ritter auf die Mauern. Es »flohen alle Verteidiger von den Mauern, und die Unsrigen folgten ihnen und trieben sie vor sich her, sie tötend und niedersäbelnd... dass die Unsrigen bis zu den Knöcheln im Blut wateten...«. Die Kreuzfahrer »durcheilten die ganze Stadt und rafften Gold, Silber, Pferde und Maulesel an sich, plünderten die Häuser, die mit Reichtümern überfüllt waren. Dann, glücklich und vor Freude weinend, gingen die Unsrigen hin, um das Grab des Erlösers zu verehren und entledigten sich ihm gegenüber ihrer Dankesschuld«.[13] Nach islamischen Darstellungen fordert Urban »Tausende von rastlosen, rüpelhaften und orientierungslosen jungen Adligen« auf, »auf nach Osten... stopft euch die Taschen voller Gold« und »nehmt euch das Land«. Vier christliche Kreuzfahrerstaaten entstehen in Jerusalem, Antiochia, Edessa und Tripolis. Saladin beendet 1187 mit der Eroberung Jerusalems ihre Existenz.

XVIII

Unterschiedlich kann Jerusalem begehrt und verehrt werden. Die im Land überlebenden jüdischen Gemeinden, Gebete wie »Nächstes Jahr in Jerusalem« in der Diaspora und die Erfahrungen einzelner Pilger halten die Erinnerungen lebendig. Auch christliche Pilger nehmen diese Tradition auf. Allerdings lässt die wachsende Christenheit in ihren Anfängen in Jerusalem die Trümmer des Tempels liegen, um das Ende von Israel, angeblich definitiv von Gott verworfen und abgelöst durch die Christenheit als Gottes neues Volk, sich leibhaftig vor Augen zu führen. Ein christlich erfundener Typus, der Jude Ahasver, muss ruhelos wandern, weil er angeblich Jesus auf dem Weg nach Golgata ein Glas Wasser verweigert hatte. Er verkörpert den heimat- und staatenlosen Juden, einen »Luftmenschen«. Eine für die Kirche »erbauliche« Geschichte will wohl auch bedeuten, Juden gehören nirgendwo hin. Sie sind vogelfrei.

XIX

Heinrich Heine schreibt in seinem Gedicht über Jehuda Halevi, den Arzt und Dichter (ca 1075-1141), der nach Jerusalem pilgert:

»Schon in seinen Kindertagen
War sie seine ganze Liebe;
Sein Gemüte machte beben
Schon das Wort Jerusalem.
Pupurflamme auf der Wange,
Stand der Knabe und er horchte,
wenn ein Pilger aus Europa
kam aus fernem Morgenlande.
...
Wo am Boden noch die Lichtspur
Von dem Fuße der Propheten
Wo die Luft noch balsamiertet
Von dem ew'gen Atem Gottes.«[14]

XX

Der russisch-orthodoxe Religionsphilosoph *Wladimir Solowjow* (1853-1900) stirbt mit dem Vermächtnis seines letzten Wortes »Liebe jede Nation wie deine eigene!« und betet zugleich für die Bekehrung der Juden. Er hatte lange und vergeblich für eine ökumenische Versöhnung der Christenheit gefochten. Nachdem er den in Russland herrschenden Caesaropapismus, das Bündnis von Staat und Kirche, kritisiert hatte, wird er von der Universität verwiesen. Der Zar begnadigt ihn, obwohl Solowjow dafür plädiert hatte, die Zarenmörder 1881 zu begnadigen. Er veröffentlicht jetzt poetische und philosophische Werke. Dazu gehört 1899 die ebenso staats- wie kirchenkritische »Kurze Erzählung vom Antichrist«: Ein autokratischer Weltenherrscher, erst in Rom, dann in Jerusalem angesiedelt, das »Tier aus dem Abgrund« (Off 13) gewinnt mit seinem rhetorisch hochbegabten Adlatus – in der NS-Zeit auf Hitler und Goebbels gedeutet – die anpasserischen Mehrheiten der christlichen Konfessionsfamilien. Er verfolgt zugleich die Minderheiten der wahren Gläubigen, die am Ende der Tage nach Jerusalem ziehen. Hier gehen sie dem (wieder)-kommenden Messias und der Vollendung der Welt entgegen, die Katholiken unter Führung von Papst Petrus, die Protestanten führt Professor Pauli, die Orthodoxen Patriarch Johannes. In diesem Bild stehen neutestamentliche Autoren nicht nur für unterschiedliche, literarische Akzentsetzungen, sie konstituieren spätere Konfessionen. Jerusalem, die Muttergemeinde von Juden und Christen, bringt sie zusammen aus ihrer isolierenden Diaspora und Selbstbehauptung. Jerusalem, Israels und der Völker heilig-unheiliger Stadt.

XXI

Else Lasker-Schüler, aus Deutschland ins Schweizer Exil vertrieben, reist zweimal nach Jerusalem, 1937 und 1939. In einem schönen Traum, einem prophetischen Entwurf für die Realität hält sie fest, dass sich dort »die verschiedenartigsten, morgenländischen und abendländischen Völker und Religionen bewegen. Und doch geht hier der Jude und Christ, Mohammedaner und Buddhist Hand in Hand. Das heißt ein jeder begegnet dem Nächsten mit Verantwortung. Es ziemt sich nicht, hier im heiligen Land Zwietracht zu säen.«[16]

Skeptischer sieht, sozusagen mit dem kritischen Blick Gottes das Wallfahrtslied in Psalm 122 die Wirklichkeit und schlägt deswegen der Psalm ein notwendiges Gebet mit den daraus abzuleitenden Taten vor:

»Wünscht Jerusalem Frieden!
Sicher mögen leben, die dich lieben.
Um meiner Brüder und Freunde willen
Will ich Dir Frieden wünschen.
Um des Hauses des Herrn, unseres Gottes willen
Suche ich dein Bestes.«

---

1 Die ZEIT vom 20.12.2017, S. 44
2 Publik-Forum 1/2018, S. 32
3 Jonathan Magonet, Der Traum von Jerusalem. In: Jerusalem zwischen Traum und Wirklichkeit, Wittingen 2006, S. 91f
4 Emil Fackenheim, Was ist Judentum, Berlin 1999, S. 222
5 Jeruschalmi Chagiga 77b
6 Gershom Scholem, Judaica, Frankfurt/M 1963
7 Hans Ehrenberg, die Paradoxien des Evangeliums. ThExh 58, München 1957
8 Dio Cassius (3. Jht. n. Chr.), Römische Geschichte LXIX 12-14
9 Gerschom Scholem, Judaica, Frankfurt/M 1963. Nathan Peter Levinson, Der Messias, Stuttgart 1994. Einen breiten Überblick geben Hans G. Kippenberg und Gerd A. Wevers, Textbuch zum Neuen Testament, NTD Bd 8, Göttingen 1979
10 Thomas Mann, Das Gesetz, in: Der Tod in Venedig und andere Erzählungen, Frankfurt/Main 1954, S. 232 und S. 240
11 Eckart Otto, Geschichte der Heiligen Stadt, Stuttgart1980, S.198
12 Franz Böhm, Walter Dirks (Hg), Judentum. Schicksal, Wesen und Gegenwart, Wiesbaden 1965, Bd 1, S. 72
13 Hagen Thürmau, Die Kreuzzüge, Frankfurt/M. 1971, S. 100f
14 Heinrich Heine, Werke, Bd. 2, Dreieich o.J., S. 395
15 Wladimir Solowjow, Kurze Erzählung vom Antichrist, Wien 1947
16 Else Lasker-Schüler, Das Hebräerland, München 1986, S. 11

Jerusalem: Teilen oder Verbinden?

Bemerkungen über eine umkämpfte Stadt

Gesine Palmer

Wer in diesen Tagen über Jerusalem spricht, gar im Kontext eines Predigttextes, der von Wächtern auf ihren Mauern singt, muss vielleicht vor allem über das Teilen sprechen. »O Jerusalem, ich habe Wächter über deine Mauern bestellt, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nicht schweigen sollen.« Was anfängt wie eine Verheißung, wie eine Einladung, für den Wiederaufbau der Stadt zu kämpfen – das nimmt sogleich andere Formen an: »Der Herr hat geschworen bei seiner Rechten und bei seinem starken Arm: Ich will dein Getreide nicht mehr deinen Feinden zu essen geben noch deinen Wein, mit dem du so viel Arbeit hattest, die Fremden trinken lassen, sondern die es einsammeln, sollen's auch essen und den Herren rühmen, und die ihn einbringen, sollen ihn trinken in den Vorhöfen.«

Da steht nichts von Teilen – sondern davon, dass etwas, das einmal ein Raub der Feinde war, den rechtmäßigen Besitzern und den wirklich Arbeitenden wieder zugute kommen soll. Nur hat mittlerweile und seit der Zeit des babylonischen Exils nicht nur Jerusalem selbst so oft die Besitzer gewechselt, dass immer jemand sich beraubt und als rechtmäßiger Besitzer fühlen wird, wenn man es wieder einem anderen ehemaligen rechtmäßigen Besitzer »zurückgibt«, sondern auch die Botschaft, die von dieser Stadt ausgeht, hat sich aufgeteilt in verschiedene Zweige, und wo einer einen ausschließlichen Anspruch geltend macht, da fällt dann auch dem anderen ein, dass er eigentlich einen ausschließlichen Anspruch habe. Eben darum haben die Vereinten Nationen, als sie 1947 in ihrem bekannten Teilungsplan das ehemalige Britische Mandatsgebiet aufzuteilen vorschlugen, Jerusalem und Bethlehem als heilige Stätten unter besondere Bedingungen stellen wollen. Die Idee war, dass diese Stätten als eine Art Weltkulturerbe allen zugänglich sein sollten, und also im besten Sinne von den verschiedenen Anspruchsanmeldern geteilt werden sollten.

Das Wort »Teilen« hat im christlichen Denken der Gegenwart ja sehr unterschiedliche Beiklänge. Überwiegend ist es so positiv besetzt wie in den sozialen Netzwerken: Man teilt etwas, das bedeutet, man lässt andere daran einen Anteil nehmen. Die Teilung vermehrt nur die Bedeutung und den Nutzen der geteilten Güter – wie in der wundersamen Speisung der 5000, die immer auch ein bisschen mitschwingt, wenn im Abendmahl Brot und Wein geteilt werden, oder wenn über die Liebe, das Glück, die Freude und ähnliche immaterielle Werte gesagt wird, sie werden nur mehr und größer, wenn man

sie teilt. Mit den realen materiellen Werten verhält es sich bekanntlich anders: wer sie verteilt, macht kleinere Portionen und hat für sich weniger. Und aus diesem Nebeneffekt des Teilens kommt wohl die andere, die negative Konnotation des Teilens, die durchaus auch aufs Immaterielle übergreift: Nur das ganze Herz, nur die ungeteilte Aufmerksamkeit, nur die ungeteilte Stadt ist ganz für sich, ganz für dich oder ganz für mich. Um das »gute« Teilen vom »schlechten« Teilen zu unterscheiden, hat man sich angewöhnt, das schlechte Teilen als »Spalten« zu bezeichnen, wo es nicht so eingeführt ist wie bei geographischen Aufteilungen. Die ungeteilte Aufmerksamkeit, sie wird spontan positiv besetzt. Und das wirkt wieder zurück auf die positive Besetzung von Ausdrücken wie ungeteiltes Volk, ungeteiltes Land, ungeteilte Stadt.

In Deutschland leuchtet das ja auch ein: Die deutsche Teilung nach dem verlorenen Krieg wurde nicht zu unrecht als Strafe für den verbrecherischen Krieg empfunden, und jedenfalls im Westen, jedenfalls für die Konservativen aller Parteien (außer der DKP) wurde der Anspruch auf Aufhebung der Teilung und Wiedervereinigung Staatsraison. Ein wiedervereinigtes Deutschland – das würde der Lohn für alle Anstrengungen der inneren Erneuerung nach dem Desaster des Holocaust und des Zweiten Weltkrieges sein. Bevor die Wiedervereinigung dann fast überraschend Wirklichkeit wurde, kam noch einmal zu Bewusstsein, wie sehr die Teilung außer als Strafe auch als eine Sicherheitsmaßnahme gemeint gewesen war – denn von einem einigen und also großen

und stämmigen Deutschland fürchtete die Welt auch 1989 noch weitere Machtansprüche und gefährliche Aggressionen. Bisher sieht es nicht so aus, als würde von Deutschland heute eine große Gefahr für die Welt ausgehen – aber zu sicher sollte man sich vielleicht auch da nicht sein. Auch bei uns erstarkt der politisch rechte Rand – und die Vorstellung, dass sich das potenzieren könnte, hat durchaus Schreckenspotential.

Mit der Teilung Jerusalems scheint es sich ein bisschen anders zu verhalten. Wie bekannt ist, haben die an einer Staatsgründung sehr interessierten Zionisten den Teilungsplan der UN von 1947 gern angenommen – während die arabischen Völker ihn ablehnten. Wegen des unmittelbar auf die Staatsgründung Israels begonnenen Krieges von 1948 wurde er nie verwirklicht. Real war Jerusalem von 1948 bis zum Krieg von 1967 geteilt, mit einer Mauer in der Mitte, die wohl kein Jude als die richtige Mauer Jerusalems hätte empfinden können, denn fortan war die Klagemauer für Juden nicht zugänglich. Nach dem israelischen Sieg von 1967 änderten sich die Verhältnisse wieder – die Stadt, deren Altstadt wegen der Absicht, ihre historischen Gebäude zu schonen, unter besonders großen Opfern von der israelischen Armee eingenommen worden war, wurde insgesamt unter israelische Verwaltung gestellt. Die Klagemauer war damit für Juden wieder zugänglich, die Trennmauer wurde abgerissen, das jüdische Viertel der Altstadt wurde aufgebaut. Der Tempelberg jedoch blieb nach einer weisen Entscheidung der damaligen Regierung in der Verwaltung der Waqf-Behörde. Seither leben Juden, Christen und Muslime mit mehr oder weniger Touristen in einer relativ prekären Balance in dieser Altstadt innerhalb der Befestigungsanlage aus der Zeit von Sultan Suleiman dem Prächtigen zusammen.

Darüber, ob es nun die Realität der israelischen Verwaltung ist, die den Muslimen ihr relativ ausschließliches Recht über den Zugang zum Felsendom sichert, oder die Macht der arabischen Interessenvertreter, sind die Meinungen geteilt. Und zwar sind sie nicht nur ein bisschen geteilt, sondern sehr stark – ich habe oft von christlichen Besuchern der Stadt gehört, es sei schwer zu ertragen, die vielen bewaffneten israelischen Polizisten in der Gegend zu sehen, und sehr selten irgendein Wort der Anerkennung der Notwendigkeit, die Zugänge zur Klagemauer und einen relativen Frieden in der problematischen Gegend auch mit Waffen zu sichern. Tatsächlich aber arbeiten israelische und palästinensische Menschen wohl auch wesentlich mehr als man es sich vorstellt zusammen, um den Gästen der heiligen Orte von drei Religionen innerhalb der Mauern der Jerusalemer Altstadt ein möglichst ruhiges und sicheres Kommen und Gehen zu garantieren.

Seit 2003 haben Israelis an einer neuen Mauer gebaut, die sich mittlerweile weithin sichtbar durch die Landschaft zieht und jedem Besucher etwa des hochmodernen Mandel-Buildings der Hebräischen Universität visuelles Unbehagen bereiten muss.

Damit wir uns richtig verstehen: Ich pflege diese Mauer öfter mal zu verteidigen, zumindest ihre Grundidee. Sie soll das Eindringen von Terroristen in israelisches Kernland verhindern – und hat tatsächlich auch wohl dazu beigetragen, die sehr schmerzlichen Terrorattacken, von denen Israel und insbesondere Jerusalem über so viele Jahre erschüttert wurden, deutlich zu reduzieren. Zugleich hat sie jedoch zu weiterer Verschärfung des Konfliktes und weiterer Hoffnungslosigkeit auf Seiten der Palästinenser geführt. Freilich würde ich – gegen etwas, das mir immer wie ein naiver europäischer Blick, der sich mit generellen Verdikten über Mauern und Abgrenzung und Armeen einfach deswegen wohl fühlt, weil er sich auf die generelle Abgrenzung der reichen Welt von der ärmeren für seine eigene Lebensweise glaubt, verlassen zu können – behaupten, dass die Mauer nicht deswegen den Konflikt schürt, weil sie eine die Grenze zwischen zwei Staatsgebieten sichernde Mauer ist, sondern vielmehr deswegen, weil durch sie eine teils als sehr ungerecht empfundene Landnahme zementiert wird, die das Staatwerden der einen Seite nachhaltig behindert. Und weil sie durch ihren Verlauf und die Praxis an den Kontrollpunkten gerade denjenigen Palästinensern, die Israel nach wie vor als Arbeiter braucht, um sein Getreide und seinen Wein einzubringen, unglaubliche Erschwernisse ihres Alltagslebens auferlegt. Unter diesen Gesichtspunkten ist die Rede vom ungeteilten Jerusalem ein Zynismus der rechtsnationalen Politik.

Es wäre unter diesen Umständen eher die Teilung Jerusalems, die aus der Anerkennung Jerusalems als Hauptstadt Israels den Skandal nehmen könnte: nichts wäre rationalerweise gegen eine israelische Hauptstadt West-Jerusalem zu sagen, wenn über Ost-Jerusalem noch realistisch verhandelt werden könnte. Nichts wäre rationalerweise gegen das legitime Schutz- und Sicherheitsbedürfnis eines israelischen Staates zu sagen, der sich notfalls auch durch eine scharf bewehrte Grenze schützt – wenn es auf der anderen Seite auch möglich wäre, wirklich am Aufbau eines Staates zu arbeiten, der von allen, einschließlich Israels, anerkannt würde in einem Akt der gegenseitigen Anerkennung. Die Teilungs-Resolution von 1947 war gar nicht so dumm. Sie versuchte, legitime Interessen verschiedener Völker am selben Landstrich so zu regeln, dass jedes damit leben könnte. Dumm war es von der arabischen Seite, diese Resolution nicht anzunehmen. Und heute weiß man gar nicht, wo man anfangen sollte, wenn man die Torheiten der verschiedenen Seiten aufzählen wollte.

Eine verantwortliche christliche Antwort, gar noch aus Deutschland, dem es, gemessen an den Verbrechen, für die es verantwortlich ist, heute geradezu erschütternd gut geht, wird sich an keiner Stelle mit Forderungen gemein machen, die einem jüdischen Staat in irgendeiner Weise die Legitimität absprechen. Sie wird sich freilich auch nicht unbedingt auf die Seite derer schlagen, die in Israel auf verantwortungslose (und intern keineswegs unwidersprochene) Weise glauben, die legitimen Interessen der Palästinenser vollständig und dauerhaft ignorieren und düpieren zu dürfen. Eine verantwortliche christliche Antwort aus Deutschland müsste meiner Ansicht nach ein pragmatisches Aushandeln der günstigsten Bedingungen für eine friedlich-schiedliche Trennung der beiden Völker eher fördern und fordern als einem kitschigen, weil unrealistischen und alle Arten von Gewalt deckenden Ruf nach Gemeinsamkeit Vorschub zu leisten. Ein Anfang wäre, die sinnvolle Unterscheidung zwischen durch Teilung reduzierten und durch Teilung vermehrten Gütern auch im Reden über den traurigen, jahrtausendealten Konflikt um das nach wie vor wunderschöne Zion neu und differenzierter zu überdenken.

Predigt am Israelsonntag

Predigttext: Jesaja, 62,1.6-12
Astrid Fiehland van der Vegt

Um Zions willen will ich nicht schweigen, und um Jerusalems willen will ich nicht innehalten, bis seine Gerechtigkeit aufgehe wie ein Glanz und sein Heil brenne wie eine Fackel. (...)
O Jerusalem, ich habe Wächter über deine Mauern bestellt, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nicht mehr schweigen sollen. Die ihr den HERRN erinnern sollt, ohne euch Ruhe zu gönnen,laßt ihm keine Ruhe, bis er Jerusalem wieder aufrichte und es setze zum Lobpreis auf Erden!
Der HERR hat geschworen bei seiner Rechten und bei seinem starken Arm: Ich will dein Getreide nicht mehr deinen Feinden zu essen geben noch deinen Wein, mit dem du so viel Arbeit hattest, die Fremden trinken lassen, sondern die es einsammeln, sollen's auch essen und den HERRN rühmen, und die ihn einbringen, sollen ihn trinken in den Vorhöfen meines Heiligtums.
Gehet ein, gehet ein durch die Tore! Bereitet dem Volk den Weg! Machet Bahn, machet Bahn, räumt die Steine hinweg! Richtet ein Zeichen auf für die Völker! Siehe, der HERR läßt es hören bis an die Enden der Erde: Sagt der Tochter Zion: Siehe, dein Heil kommt! Siehe, was er gewann, ist bei ihm, und was er sich erwarb, geht vor ihm her!
Man wird sie nennen »Heiliges Volk«, »Erlöste des HERRN«, und dich wird man nennen »Gesuchte« und »Nicht mehr verlassene Stadt«.

Liebe Gemeinde,

»Ist das Jerusalem?« – fragt der alte Mann den jungen Soldaten, der neben dem Busfahrer Platz genommen hatte. Ja, Ja, antwortet der, bemüht, keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Schweigend blickt der Alte wieder aus dem Fenster. Es ist das erste Mal in seinem Leben, dass er Bus fährt. Erst wenige Stunden zuvor ist das Flugzeug, das ihn aus einem Lager im Südsudan hierher gebracht hat, auf dem Flughafen Ben – Gurion gelandet.

Dort werden in dieser Nacht noch viele Flugzeuge erwartet. In einer groß angelegten Rettungsaktion fliegt der israelische Geheimdienst zwischen November 1984 und Januar 1985 8000 äthiopische Juden aus dem Sudan aus: Männer, Frauen und Kinder. Als illegale Flüchtlinge haben sie nach wochenlangen Fußmärschen Äthiopien verlassen und die Grenze zum Sudan überquert. Tausende überleben die Strapazen nicht. In den überfüllten Flüchtlingslagern sind sie Hunger und Gewalt ausgesetzt.

»Operation Moses« nennen die Israelis die spektakuläre Aktion, die damals weltweit Aufsehen erregte. Der Name knüpft an die biblische Geschichte von der Befreiung der Kinder Israels aus der Knechtschaft Pharaos an.

Selten hat mich ein Kinofilm so angerührt wie die einfühlsame Dokumentation der dramatischen Ereignisse jener Tage, die der (in Rumänien geborene) französische Regisseur Radu Mihaileanu auf den letzten Berliner Filmfestspielen gezeigt hat. Sein Werk wurde seitdem mehrfach preisgekrönt. Der Film heißt »Geh und lebe«. Das sind die Worte einer Mutter, einer äthiopischen Christin, die ihren Sohn als Juden ausgibt, um ihn so vor dem sicheren Hungertod im Lager zu bewahren. Durch die »Operation Moses« wird der Junge gerettet, aber er leidet schrecklich unter dem Trauma der Trennung und unter der Last seines gut gehüteten Geheimnisses. Die israelischen Adoptiveltern sind hilflos. Schlomo – wie der Junge in Israel genannt wird – muss einen langen und schmerzvollen Weg gehen, bis er endlich seinen Platz in der israelischen Gesellschaft findet.

In seiner Geschichte spiegelt sich das Schicksal der Falaschas, der äthiopischen Juden, wider. »Falaschas« bedeutet »die Landlosen«.

Genau wie die osteuropäischen Juden wurden auch die schwarzen Juden in Afrika lange Zeit als Fremde angesehen. Es war ihnen nicht gestattet, auch nur das kleinste Stück Land zu besitzen. Sie selbst nennen sich bis heute »Beta Israel«, d.h. Haus Israel.

Isoliert vom Judentum in anderen Teilen der Welt haben die äthiopischen Juden über Jahrhunderte an ihrem Glauben festgehalten. Und sie haben davon geträumt, eines Tages heimzukehren nach Jerusalem, in das gelobte Land...

»Ist *das* Jerusalem?« – Der verstörte Blick des alten Mannes durch die von Regentropfen beschlagene Fensterscheibe versetzt dem Zuschauer einen Stich ins Herz. Von Straßenlaternen spärlich beleuchtet lassen sich durch das Fenster des Busses die grauen Fabrikhallen eines Vororts von Tel Aviv ausmachen, dann, an der nächsten Kreuzung, die grellen Leuchtreklamen eines Autokinos. Das schrille Aufheulen einer Polizeisirene lässt den Alten zusammenzucken. Das gelobte Land? So hat er es sich bestimmt nicht vorgestellt.

Die Juden, die während der »Operation Moses« über Nacht aus der Wüste, wo sie fernab jeglicher Zivilisation als Nomaden gelebt hatten, nach Israel kamen, waren tief religiöse Menschen. Sie glaubten fest daran, dass sie eines Tages auf dem Rücken eines großen Adlers zurückkehren würden in das Land ihrer Väter, wie es in der Heiligen Schrift vorausgesagt war. Deshalb hatten sie auch keine Angst vor dem ungewohnten Transportmittel, als man sie ins Flugzeug

steigen ließ. Für sie war dies der große Vogel, der Jakobs Söhne auf seinen Fittichen heimbringen sollte... (5 Mose 32,11).

Das Heilige Land – Jerusalem: Ort der Sehnsucht. Wie viele Generationen von Juden, an wie vielen Orten haben danach verlangt heimzukehren, haben Tag für Tag darum gebetet – das Gesicht nach Jerusalem gewandt. Je bedrückender das Leben in der Fremde war, desto stärker konnte die Zionssehnsucht werden. Zu allen Zeiten hat es auch solche gegeben, die sich tatsächlich auf den Weg machten, – und sei es, um in Jerusalem begraben zu werden.

»Gehet ein, gehet ein durch die Tore, bereitet dem Volk den Weg!
Machet Bahn, machet Bahn, räumt die Steine hinweg!
Richtet ein Zeichen auf für die Völker!«

Der Prophet findet aufmunternde Worte für die kleine Schar von Juden, die es 50 Jahre nach der Verbannung ins babylonische Exil gewagt hat, in das verwüstete Jerusalem zurückzukehren. Die Zerstörung des Tempels durch die Truppen Nebukadnezars (II.), das Schleifen der Stadtmauern am 9. Tag des Monats Av im Jahr 586 (587) vor Christus war eine traumatische Erfahrung gewesen. Die politische Niederlage war das Eine – sie wäre noch zu verschmerzen gewesen, denn schließlich hatte man auch vorher schon Zeiten der Fremdherrschaft überlebt. Schlimmer wog, dass mit der Zerstörung des Tempels auch der Glaube daran zerbrach, dass die Geschichte Gottes mit seinem Volk in der Verschmelzung von Staat, Königtum und Tempel zu ihrem Ziel gekommen war. 400 Jahre lang hatten die Nachkommen König Davids in Jerusalem regiert. Nach der Prophezeiung Natans sollte der Thron Davids auf ewig fest stehen (2 Sam 7). Nun sah alles anders aus. Woran konnte man jetzt noch glauben, woran sich festmachen?

Ein Teil der Exilierten kehrte also zurück, nachdem der neue Herrscher Kyros den Juden Erlaubnis gegeben hatte, in Jerusalem wieder zu siedeln. Sogar der Tempel wurde wieder aufgebaut, doch einen selbständigen jüdischen Staat sollte es – von der kurzen Zeit der Hasmonäerherrschaft abgesehen – für 2 1/2 Jahrtausende nicht mehr geben. Juden lebten von nun an überall unter der Gewalt – und nur selten unter dem Schutz! – fremder Völker. In Palästina herrschten die Babylonier, danach die Perser, dann die Griechen, die Römer, die Araber, die Kreuzfahrer, die Türken und schließlich die Siegermächte des 1. Weltkriegs. Erst unter dem Eindruck des Völkermords an den Juden im Herzen Europas stimmte 1948 der Völkerbund der Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina zu. Jerusalem wurde zur Hauptstadt erklärt. Und doch blieb es ein Zankapfel zwischen Juden und Arabern bis heute. Jedes Jahr am 9. Av erinnert sich die jüdische Gemeinde mit Klagegebeten und Fasten an die

erste Zerstörung des Heiligtums. Auch die zweite große Tempelzerstörung durch Titus im Jahr 70 n. Christus soll an einem 9. Av stattgefunden haben.

Am Israelsonntag in zeitlicher Nähe zum 9. Av gedenkt auch die Kirche seit Jahrhunderten der Tempelzerstörung. Allerdings war der »Judensonntag« oder »Israelsonntag« (wie wir heute sagen) keineswegs ein Ausdruck ihrer Solidarität mit dem jüdischen Volk, im Gegenteil. Anknüpfend an das Sonntagsevangelium (Lukas 19,41-48) hat die christliche Tradition die Tempelzerstörung lange als göttliches Strafgericht über die »ungläubigen Juden« interpretiert, die nicht erkannt hätten, was ihnen zum Frieden dient. Der zerstörte Tempel und die bleibende Zerstreuung galten als sichtbarer Beweis für die Verwerfung Israels und die Überlegenheit der christlichen Religion. Die Kirche behauptete, sie hätte das Erbe Israels angeteretn, ja sei selbst das Israel rechter Art.

Erst das Erschrecken über die Ermordung von 6 Millionen Juden in der Zeit der Schoa und die Einsicht in das Versagen der Kirchen, die der antisemitischen Hetze nur wenig entgegenzusetzen hatten, hat einen tiefgreifenden Prozess des Umdenkens angestoßen, der bis heute andauert. Zu den am heftigsten diskutierten Themen gehört dabei seit den 80er Jahren die Frage, ob die Heimkehr so vieler Juden in das Land der Verheißung und die Errichtung des Staates Israel nicht als Zeichen der Treue Gottes zu seinem Volk verstanden werden müssen. Die Synode der Rheinischen Kirche hatte diesen Gedanken 1980 in ihren wegweisenden »Synodalbeschluss zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden« aufgenommen. Dagegen wehrten sich nicht nur Vertreter der arabischen Kirchen, die den Zionismus, die nationale jüdische Befreiungsbewegung, stets abgelehnt haben und sich bis heute als Opfer der Staatsgründung empfinden, in deren Folge in der Tat viele Palästinenser ihre Heimat verloren haben. Ernüchtert fragen vielleicht auch wir angesichts der nicht enden wollenden Gewalt im Nahen Osten, wo Jerusalem geradezu zur Chiffre geworden ist für die Machtansprüche der verfeindeten Völker: »Ist das Jerusalem?« Ist das die Stadt des Frieden? Ziel auch unserer Sehnsucht?

Die prophetische Vision einer Stadt, deren Gerechtigkeit – wie es im Predigttext heißt – aufstrahlt wie die Sonne und deren Schalom wie eine Fackel leuchtet, so dass es die Völker dorthin zieht, sie scheint utopisch – fern aller Realität. Gerade ihre »Heiligkeit« scheint Jerusalem zum Verhängnis zu werden!

»Geht ein durch die Tore, machet Bahn, räumt die Steine hinweg.«

Tatsächlich aber werden in Jerusalem keine Steine aus dem Weg geräumt. Stattdessen errichten Grenzschutzsoldaten eine fast unüberwindliche Beton-

mauer wie einen Wall ringsum die Stadt. Sie soll Terrorakte verhindern und bietet doch zugleich neuen Anlass zu Hass und Verbitterung.

Die brutale Wirklichkeit, unter der beide Völker, Juden und Palästinenser, – wenn auch in unterschiedlicher Weise – leiden, zeigt eine erschütternde Szene in dem Film »Geh und lebe«. Schlomo, der nach seinem Medizinstudium seinen Militärdienst in der israelischen Armee leistet, wird während der Intifada in einen Straßenkampf verwickelt. Er wird Zeuge, als ein arabischer Junge durch einen Schuss schwer verletzt zu Boden sinkt. Schlomo beugt sich über den Verletzten mitten im Kugelhagel, verbindet seine Wunde und spricht beruhigend auf ihm ein. Da stürzt der Vater des Jungen sich auf ihn und entreißt ihm das Kind unter den schlimmsten Verfluchungen.

Im selben Augenblick brüllt der Kommandant der Einheit Schlomo an: »Spinnst du, du Nigger? Kümmere dich gefälligst zuerst um die eigenen Verletzten – so heißt die Regel!«

Manchmal frage ich mich, wie angesichts der so oft enttäuschten Hoffnung auf Frieden dem Namen »Jerusalem« doch immer noch etwas Verheißungsvolles innewohnt. Wie eine Liebeserklärung klingt das Wort Jesajas:

> *»Man soll dich nicht mehr nennen »Verlassene« und dein Land nicht mehr »Einsame«, sondern du sollst heißen »meine Lust« und dein Land »Liebe Frau« , denn der HERR hat Lust an dir, und dein Land hat einen lieben Mann.« (V. 4)*

Die Propheten haben auch in ihrer Zeit sehr wohl den Widerspruch gesehen und darunter gelitten:

> *»O Jerusalem, ich habe Wächter über deine Mauern bestellt,*
> *die den ganzen Tag und die ganze Nacht nicht mehr schweigen sollen.*
> *Die ihr den HERRN erinnern sollt, ohne euch Ruhe zu gönnen, laßt ihm keine Ruhe*
> *bis er Jerusalem wieder aufrichte und es setze zum Lobpreis auf Erden.«*

Gott ist nach Psalm 121 selbst der »Wächter«, der Hüter Israels. Doch hier sucht der Prophet Helfer, die mit ihm Gott in den Ohren liegen, bis er sein Versprechen einlöst und nach Jerusalem zurückkehrt – wie ein Liebhaber zu seiner Braut. Das Wort »erinnern« bedeutet hier so viel wie: Gott »wieder vorlegen«, was er getan und gesagt hat, mit der Bitte um »dringende Erledigung«!

Müsste das nicht auch unser Amt sein? Nicht zu schweigen, sondern wach und entschieden denen zu widersprechen, die sagen: »In Jerusalem wird es niemals Frieden geben!« Das ist kein christlicher Satz. Wenn es für Jerusalem keine Hoffnung gibt, dann gibt es überhaupt keine Hoffnung für die Welt!

Es ist die Stärke der prophetischen Rede, dass sie uns mit kräftigen Bildern vor Augen malt, was erst werden soll. Denn ohne eine die Wirklichkeit überschreitende Hoffnung gibt es auch keine Veränderung zum Guten. Das können wir als Christen von Israel immer wieder neu lernen, dass es unsere Bestimmung ist, für etwas zu leben, das mehr ist als wir selbst. »Das Leben scheint düster und traurig, wenn es sich nicht in dem spiegelt, was mehr als Leben ist.« (Abraham J. Heschel)

Gott hat »bei seiner Rechten und seinem starken Arm geschworen« dafür zu sorgen, dass das Volk von Jerusalem die Früchte seiner Arbeit genießen soll. Sklaverei wie einst unter Pharao, Unterdrückung und Ausbeutung wie unter Nebukadnezar und der langen Reihe seiner Nachfolger soll es nicht mehr geben. Weder für Israel, noch für irgendein anderes Volk der Erde. Denn Israels Erlösung ist kein Selbstzweck. Sie zielt auf die Verherrlichung Gottes an jedem Ort der Erde! (V. 7)

Überraschenderweise sind es wir Menschen aus allen Völkern, die hier von Gott den Auftrag bekommen, Jerusalem von den Enden der Erde her ermutigende und tröstende Worte zuzurufen:

> *»Sagt der Tochter Zion: Siehe, dein Heil kommt!*
> *Siehe, was er gewann, ist bei ihm, und was er sich erwarb, geht vor ihm her!*
> *Man wird sie nennen »Heiliges Volk«, »Erlöste des Herrn«,*
> *und dich wird man nennen »Gesuchte« und »Nicht mehr verlassene Stadt«.*

»Ist das Jerusalem?« – Mit seinem Film hat der jüdische Regisseur Radu Mihaileanu die Frage beantwortet: Israel ist nicht das Paradies, aber es gibt dort Wasser und Brot, sogar Feigen, Melonen und süßen Wein. Es gibt Schulen und Krankenhäuser. Es gibt Politiker, denen nicht gleichgültig ist, wenn in einem anderen Land weit weg Menschen im Elend umkommen.

Es gibt Eltern, die ein fremdes, noch dazu farbiges Kind aufnehmen, auch wenn sie dabei viele Fehler machen. Es gibt Männer und Frauen, die mit mutigen Zeichen und Taten die Mauern des Hasses überwinden. Natürlich: die anderen gibt es auch. Dieses Jerusalem liegt nicht im Himmel. Und ist doch ein Ort, an dem Gott wohnen will und dem seine ganze Liebe gehört. Darum: Wünscht Jerusalem Glück und betet darum, dass der Tag bald kommt, an dem man die Stimme des Weinens und die Stimme der Klage nicht mehr hören wird in den Straßen der Stadt. Betet und laßt Gott keine Ruhe, bis Gott alles erfüllt, was er versprochen hat.

Amen

Die Psalmen als Widerlager gegen den Antijudaismus

Zu dem Psalmenbuch von Matthias Jorissen

Lorenz Wilkens

Seit den Anfängen der Kirche bilden die Psalmen einen wesentlichen Bestandteil ihres Gottesdienstes; für gewöhnlich werden sie zu dessen Eingang gesungen – als Introitus, in der katholischen Kirche vom Zelebranten und, wo es möglich ist, von einer Schola, in den lutherischen Kirchen – wo möglich – von der Gemeinde. Einen besonderen Rang nehmen sie im Calvinismus ein. Auf den schweizerischen Reformator Calvin selbst geht die Entscheidung zurück, in den Gottesdiensten seien im Laufe eines halben Jahres von der Gemeinde alle einhundertfünfzig Psalmen zu singen – ohne instrumentale Begleitung, in der Form des Strophenliedes. Der »Genfer Psalter« besteht aus Nachdichtungen von Clément Marot und Théodore de Bèze. Die meisten Melodien stammten von Loys Bourgeois. Calvin wollte einstimmigen Gesang; dagegen setzte sich bald das Prinzip des vierstimmigen Satzes durch. 1573 wurde der Genfer Psalter von Ambrosius Lobwasser ins Deutsche übersetzt.[1] Um 1793 begann Matthias Jorissen, Prediger der deutschen reformierten Gemeinde in Den Haag, mit einer neuen Übersetzung; sie erschien 1798.[2]

+

Psalmen – das sind die verbindlichen Darstellungen der allgemeinen Erfahrungen des Volkes Israel. Es sind Hymnen mit einem wechselnden, aber unverzichtbaren Anteil geschichtlicher Reflexion. Sie sind von den rituellen Formen der gesellschaftlichen Ereignisse, zu denen sie gehören, geprägt worden. Die Reflexion spielt mit diesen Formen und lässt sie manchmal hinter sich.

Es sind Kultlieder; erwähnt sei die Gruppe der 15 Wallfahrtspsalmen 120 bis 134. Ferner seien die Königspsalmen genannt, die in dem Ritual der Jerusalemer Hoffeste wurzeln – besonders Ps 2 und Ps 110 (die beiden Krönungspsalmen). Hinzu kommen die Klagepsalmen – die individuellen und kollektiven Klagelieder. In Bezug auf sie nahm Henning Graf Reventlow ein rituelles Fundament an: Demnach wandte sich ein Leidender an einen Kultbeamten, der ihm mit Hilfe vorgegebener Formen – Dichtungen – sein Leiden sozusagen vor- oder nachsprach, woraufhin – rituell gefasst und bewirkt – in dem Klienten eine Wendung zum Besseren, zur Heilung eingetreten sei, der auf die besagte Dichtung mit Dank und Gelübde antwortete; so besonders deutlich in Ps 22. Es seien weiterhin die Bitt-, Lob- und Danklieder genannt, auch die Weisheitspsalmen mit geschichtlichen Reflexionen, die das ganze Volk sowie eine

einzelne Person betreffen können; ich möchte besonders Ps 139 erwähnen, sowie endlich – nicht zu vergessen – den geradezu ausladenden Torah-Psalm 119 (dessen Nachdichtung durch Jorissen 88 Strophen umfasst).

Die Psalmen vereinen in sich Elemente des lyrischen Gedichts, der Ballade, der Geschichtserzählung, der moralischen Unterweisung – in der Torah – und der theologischen Reflexion. Sie verabschieden sich niemals von der hymnischen Form mit der ihr eigenen Ausdrücklichkeit, und niemals von der zu erzählenden Geschichte. Das macht, sie lösen sich niemals von der Tradition Israels; die Intention auf eine zeitlos systematische Dogmatik ist ihnen fremd.

+

Psalmen, Choräle, Schriftlesung, Predigt, Gebet und Segen – die Elemente des reformierten Gottesdienstes; seine Tradition versetzte die Feier des Abendmahls in den Hintergrund. Der Gottesdienst beginnt mit einem Psalm; sein Zentrum bildet die Auslegung der Schrift. Durch den Gesang der Psalmen nimmt die Gemeinde an der Verantwortung für die Vergegenwärtigung der biblischen Tradition teil. Hier ist sie mehr als Zuhörerin; sie wird durch die Anregung ihres Formvermögens der Besinnung auf das Volk Gottes und seine durch den Bund mit Gott bestimmte Geschichte nahe gebracht und gewissermaßen darauf verpflichtet.

Diese Wirkung verträgt und verbindet sich mit zwei Zügen des reformierten Bekenntnisses: *Zum einen* mit dem demokratisch-republikanischen Zug seiner Gemeindeverfassung[3], *zum anderen* mit dem Umstand, dass seine Lehre vom »Gesetz« der Tradition der Torah bedeutend näher ist als deren lutherisches Pendant. Darüber aufschlussreich Andreas Pangritz[4]: »Dabei wird das Gesetz von Calvin offensichtlich ganz biblisch verstanden; es geht um die dem Volk Israel am Sinai gegebene Tora als Lebensordnung des Bundes Gottes mit seinem Volk. Der Gedanke Luthers, dass das Gesetz die Menschen zur Erkenntnis ihrer Sünde führen solle und nur durch die Verzweiflung hindurch aufs Evangelium verweise, scheint hier ganz fern zu liegen. Vielmehr enthält das Gesetz selber ›Schatten und Bilder‹ des von Gott auf dem Sinai gezeigten ›Urbildes (exemplar)‹; es bietet also den Juden ein ›geistliches Ziel (spirituale … propositum)‹ dar, ›nach dem sie sich ausrichten‹ können. ›Schon aus der den Juden dargebotenen Gnade kann man mit Sicherheit entnehmen, dass das Gesetz nicht ohne Christus gewesen ist.‹ Im Gesetz werden die ›Adamskinder‹ zur ›Königswürde‹ und zu ›priesterlicher Würde‹ erhoben, so dass man sagen kann, dass ›die Juden unter dem Gesetz einen Vorgeschmack‹ von der ‹Fülle der Gnade‹ ›empfangen‹ haben, die ›in Christus offenbar geworden ist‹.

Man kann sagen: Während Luther vor allem die Form des Gesetzes als Befehl betont, den Zwangscharakter des Gesetzes, jedes Gesetzes, unabhängig davon, ob es sich um ein biblisches oder außerbiblisches Gesetz handelt, einen Zwangscharakter, der die Menschen zur Auflehnung gegen das Gesetz provoziert, betont Calvin stärker den Inhalt des Gesetzes, und zwar des biblischen Gesetzes, der Tora, ihren Charakter als Ausdruck des Gnadenbundes.« (Kommentierendes Referat von Calvin, Institutio Fidei Christianae, 1559, Kap. 7,1.)

+

Die Nachdichtungen der Psalmen von Matthias Jorissen sind bemerkenswert genau; sie verdienen es, Übersetzungen genannt zu werden, obwohl sie die Metren der hebräischen Verse durch die Form des Strophenliedes ersetzen.[5]

Ich möchte abschließend dies Urteil konkretisieren, indem ich seine Übersetzung des 23. Psalms mit der 1531 in Augsburg entstandenen vergleiche:

Der Herr ist mein getreuer Hirt,
hält mich in seiner Hute,
darin mir gar nicht mangeln wird
jemals an einem Gute.
Er weidet mich ohn Unterlass,
da aufwächst das wohlschmeckend Gras
seines heilsamen Wortes.

Ob ich wandert im finstern Tal,
fürcht ich doch kein Unglücke
in Leid, Verfolgung und Trübsal,
in dieser Welte Tücke:
denn du bist bei mir stetiglich,
dein Stab und Stecken trösten mich,
auf dein Wort ich mich lasse.

Gutes und viel Barmherzigkeit
folgen mir nach im Leben,
und ich werd bleiben allezeit
im Haus des Herren eben
auf Erd in der christlichen G'mein,
und nach dem Tode werd ich sein
bei Christo, meinem Herren.

Augsburg 1531

Zum reinen Wasser er mich weist,
das mich erquickt so gute,
das ist sein werter heilger Geist,
der mich macht wohlgemute;
er führet mich auf rechter Straß
in seim Gebot ohn Unterlass
um seines Namens willen.

Du b'reitest vor mir einen Tisch
vor mein' Feind allenthalben,
machst mein Herz unverzaget frisch;
mein Haupt tust du mir salben
mit deinem Geist, der Freuden Öl
und schenkest voll ein meiner Seel
deiner geistlichen Freuden.

Gott ist mein Hirt, nie werd ich Mangel leiden;
er lagert mich auf ewig grünen Weiden,
er führet mich an kühle Wasserbäche,
er stärkt mein Herz. Er kennet meine Schwäche,
und seine Hand führt mich auf rechtem Steige,
dass sich an mir sein Name groß erzeige.

Und walle ich im finstern Todestale,
so weiß ich, dass ich auch hier sicher walle;
du bist bei mir, dein Stecken wird mich leiten;
ich fürchte nichts, dein Stab wird für mich streiten.
Das ist mein Trost, wo ich auch wandeln möge,
du bist und bleibst mein Führer auf dem Wege.

Im Angesicht der Neider, die mich hassen,
hast du ein Mahl mir zubereiten lassen;
du salbst mein Haupt mit deinem Freudenöle,
dein voller Kelch erquicket meine Seele.
Mir folgen Heil und Seligkeit im Leben,
einst wird dein Haus mir ewig Ruhe geben.

Matthias Jorissen

1.) Es fällt ins Auge, dass die Augsburger Nachdichtung erheblich länger ist als die von Jorissen gegebene. Ihr Umfang beträgt fast das Doppelte; sie besteht aus sechs Strophen zu je fünf, die Fassung Jorissens aus drei Strophen zu je sechs Versen. Dem Augsburger Dichter ist es – anders als Jorissen – nicht darum zu tun, dem Wortbestand des hebräischen Gedichts eine direkte deutsche Entsprechung an die Seite zu stellen; an vielen Stellen fügt er erläuternde oder ornamentale Zusätze ein. Ich nenne die der ersten Strophe:

Gott dem »Hirten« wird das Attribut »getreu« hinzugefügt.
Das »Mangeln« wird ausgeführt: »jemals an einem Gute«.
Das »Weiden« wird durch »ohn Unterlass« qualifiziert.
Das »Gras« wird als durch den Zusatz »seines heilsamen Wortes« als Metapher erläutert.

So kommt es, dass die erste Strophe nur Vers 1 und 2a des Psalms wiedergibt. Anders Jorissen: Seine erste Strophe entspricht den Versen 1-3. Und er beschränkt sich auf einen explikativen Zusatz: »Er kennet meine Schwäche«. Mit der Art, wie er die Metapher, das weidende Tier, an das Bewusstsein des Beters heranführt, bleibt er ihr zugleich nahe.

2.) Schon in den ersten Strophen der beiden Nachdichtungen zeigt sich die Differenz ihres Tons: Bei Jorissen handelt es sich um einen ruhig-nachdenklichen Ton; eine zugreifende Beanspruchung des Hörers ist ihm fremd. Er arbeitet an dem Psalm den Zug der Selbstbesinnung heraus. Dadurch kommt er m. E. dem Rhythmus und Ausdruck des hebräischen Originals erheblich näher als die Augsburgische Nachdichtung; in ihr finden sich Anfänge der Art, wie sich – vor allem in Chorälen des XVII. Jahrhunderts – die Befangenheit in der Dogmatik mit einem Zug didaktischer Fürsorge verbindet. Das erste Beispiel ist die bereits erwähnte Auflösung der Metapher: »seines heilsamen Wortes«. Das nächste Beispiel findet sich in der zweiten Strophe, wo die Metapher des »reinen Wassers«[6] aufgelöst wird: »Das ist sein werter heilger Geist.« Der Text springt aus der meditativen Poesie mitten hinein in die christliche Dogmatik: die Trinitätslehre. Der wohltuenden Aufnahme der Poesie kommt die Autorität des Lehramtes dazwischen. Konsequent wird der Choral durch Hinweis auf Christus beendet: »... im Haus des Herren eben / auf Erd in der christlichen G'mein, und nach dem Tode werd ich sein / bei Christus, meinem Herren.« Welche Sorge bestimmt den Verfasser, den gelösten Nachvollzug der Psalm-Dichtung zu verlassen? Warum kann er nicht stehen und gelten lassen, dass dieser Nachvollzug selbst ein Teil des Heils ist? Ganz anders der Schluss bei Jorissen: »Mir folgen Heil und Seligkeit im Leben, einst wird dein Haus mir ewig Ruhe geben.«

3.) Die Augsburgische Nachdichtung ist insgesamt abhängig von der Übersetzung Martin Luthers. Sie übernimmt von ihr einige Fehler:

In V. 2 ist nicht vom »frischen« Wasser die Rede, sondern – s. o. – vom »Wasser der Ruhe«.

In V. 4 kann es nicht heißen: »im finstern Tal«, sondern: »im Todesschattentale«[7]; Jorissen hat richtig: »im finstern Todestale«.

In V. 5 ist nicht von »Feinden« die Rede, sondern von »jenen, die mich bedrängen«. Zunz hat entsprechend die »Bedränger«, Jorissen freier die »Neider, die mich hassen«.

Ich vermute, dass Jorissen des Hebräischen mächtig war; dabei möchte ich nicht ausschließen, dass er die Übersetzung von Moses Mendelssohn kannte.[8]

KONKLUSION

Psalmen – das sind die verbindlichen Darstellungen der allgemeinen Erfahrungen des Volkes Israel. Ihr Vortrag übt eine eigentümliche Autorität aus, die sich von der des Opferkultes, der Dogmatik und der Predigt bezeichnend unterscheidet. Sie ist nämlich frei von der Verdrängungskraft zentral herrschender

Gedanken, und ebenso frei von dem Mangel an Diskursivität, der die kirchliche Predigt so oft zur Unverbindlichkeit verdammt. So will mir scheinen, dass ihr Vortrag, wenn er sich nur von zensierenden, rationalisierenden, dogmatischen Überhöhungen frei hält, gar nicht anders kann als zu einer nachdenklich-freundlichen, respektvollen Annäherung an das jüdische Volk und seine Tradition zu führen.

---

1 Ihr folgte im Jahre 1602 eine weitere deutsche Übersetzung: Cornelius Becker, Der Psalter Davids Gesangweis auff die in Lutherischen Kirchen gewöhnlichen Melodeyen zugerichtet. 1628 – und in zweiter, vermehrter Auflage 1661 – erschien der Psalter mit Melodien von Heinrich Schütz. Cf. die Neu-Ausgabe: Heinrich Schütz, Der Psalter. Nach Cornelius Beckers Dichtungen für vier Stimmen und Basso continuo. Herausgegeben von Walter Blankenburg. Kassel, Basel, Paris, London, New York 1957.

2 Cf. Die Psalmen Davids. In Reime gesetzt durch Matthias Jorissen. Nach der Ausgabe von 1818 mit einer Einleitung von Michael Lohrer. Rödingen 2006. – Das Evangelische Gesangbuch hat sechs seiner Nachdichtungen von Psalmen aufgenommen, das EG Rheinland/Westfalen/Lippe darüber hinaus weitere zwölf.

3 Cf. Karl Barth, Christengemeinde und Bürgergemeinde. 1946.

4 S.: https://www.ev-theol.uni-bonn.de/fakultaet/ST/lehrstuhl-pangritz/pangritz/copy5_of_texte-zum-download/gesetzeskritik

5 Die Formen der hebräischen Verse waren damals unbekannt. Ihre Tradition war auch im jüdischen Volk abgebrochen. Erst mit den »Metrischen Studien I« von Eduard Sievers (1901) begannen die Versuche ihrer Rekonstruktion – mit der Entdeckung, dass – anders als in den Versen der griechischen und lateinischen Antike, aber ebenso wie in denen der deutschen Sprache – in den hebräischen Dichtungen die metrischen Akzente mit den natürlichen Akzenten der Wörter zusammenfallen S. auch Hans-Joachim Kraus, Psalmen. 1. Teilband. 6. Aufl. Neukirchen-Vluyn 1989, S. 29ff.

6 sic – hier liegt eine falsche Übersetzung vor: Es heißt wörtlich: »Wasser der Ruhe«; Zunz hat »stille Wasser«. Cf. Die vierundzwanzig Bücher der Heiligen Schrift. Übersetzt von Leopold Zunz (1837/39). Basel 1980. Gesenius erläutert a. v. *menuchah*: »zu traulicher Ruhe einladende Gewässer«.

7 So in der schönen Übersetzung von Moses Mendelssohn: Die Psalmen. Übersetzt von Moses Mendelssohn (1783). Berlin 1991. Entsprechend hat die Vulgata: *»in valle umbrae mortis«* (»im Tal des Schattens des Todes«). Auch die Septuaginta bringt dasselbe zum Ausdruck: *»en méso skiâs thanátou«*.

8 Selbst Franz Schubert kannte sie; er legte sie seiner schönen Komposition des 23. Psalms für Frauenchor und Pianoforte zu Grunde.

Liturgie für einen Gottesdienst am Israel-Sonntag 2018

ausgehend von Jesaja und eintreffend bei David Rokeah und Jehuda Amichai
10. Sonntag nach dem Trinitatisfest – 5. August
Helmut Ruppel

Vorbemerkung: Seit über einem Jahrzehnt veröffentlichen wir in den »Predigthilfen« Liturgie-Entwürfe zum Israel-Sonntag – 10. Sonntag nach dem Trinitatisfest und verwandten theologisch-gottesdienstpraktischen Themen. Nachhaltig aktuell unabgegoltene Beiträge nehmen wir auch ein zweites mal auf oder verweisen auf sie. So verweisen wir jetzt auf »Israelsonntag 2010« mit den Beiträgen:

»Gen Zion in sein Zelt«, Jerusalem und Zion in den Liedern des Evangelischen Gesangbuches, von Lorenz Wilkens; »Die Stadt in der Mitte«, Jerusalem im Psalter, von Daniel Krochmalnik, »Jerusalem im Neuen Testament« von Peter von der Osten-Sacken finden Sie in »Israelsonntag 2012«

Mit Dank verweisen wir auf die schöne Meditation zu Jesaja 62, 6-12 von Axel Töllner in den Predigtmeditationen im christlich-jüdischen Kontext, IV. Reihe, 2011, 284-288. Seinem Impuls, Lyrik von Jehuda Amichai zum theologischen Gehör zu bringen, folgen wir gern wie wir ebenso seine Beobachtungen am Text und seine homiletischen Entscheidungen zur Vorbereitung empfehlen – »Das Fundament aller (Jerusalem-)Hoffnungen ist die Treue Gottes.« Zur Besinnung auf alle liturgischen Stücke empfehlen wir den mit großem Gewinn zu lesenden Band von Jürgen Ebach, Das Alte Testament als Klangraum des evangelischen Gottesdienstes, Gütersloh 2016. Zitiert werden: David Rokeah in: ders., Jerusalem, Hanser München 1981, David Rokeah, Du hörst es immer, ebd. 1985; Jehuda Amichai, Wie schön sind deine Zelte, Piper München 1992

Musikalische Eröffnung

Gemeinde: Jauchzt alle Lande, Gott zu Ehren **EG 279, 1-3. 7-8**

Lektor: Sagt es Gott (David Rokeah)

Sagt es Gott, was wir noch nicht sagten.
Worte im Stammeln, und Worte wie Nadeln.
Unsere Väter schon haben alle unsere Schreie geschrien,
und das Schweigen in unserem Körper ein Stein,
den niemand umwälzen kann.

Av, Trostmonat, tröstet nicht…
Sagt es Gott: Wird er die Sehnsucht des Zweiflers begreifen

Lektorin: Eröffnung

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

»Manchmal ist das Herz sichtbar, und manchmal ist es unsichtbar.«
(Schir Haschirim Raba, 5)

Dies Wort aus einer jüdischen Auslegung des Hohen Liedes hält eine lebenslange Erfahrung von Juden und Christen mit Gott zusammen. Gottes Wort hören, mit seinem Schweigen leben, zu ihm rufen, keine Worte finden, erneut anrennen und am Ende nur allein diese Bitte sagen, über die hinaus nichts mehr zu sagen ist:

»Du sei wie Du, immer«, eine Zeile des Dichters Paul Celan, der wie David Rokeah zu Beginn sich dem Sprechen der Psalmen anvertraut, Gottes Herz zu erreichen, denn manchmal ist es den Dichtern schon möglich zu sagen, was wohlgesetzte, abgewogene Worte noch nicht vermögen.

Es waren die Psalmen, die Luther zu einem Sprechen mit Gott, von Gott und wider Gott brachten. Wie schade, dass dies Leben und Glauben Luthers in der Trotzenergie und Leidenschaft der Psalmen kaum zu hören war im Gedenkjahr. Nicht von ungefähr war es Frau Musica, der am allerliebsten die Kanzel freigemacht hätte.

Am heutigen Israel-Sonntag wollen wir vorsichtig und noch zaghaft einigen Dichtern Israels zuhören, wenn sie wieder das tun, was Israel seinen Namen eingebracht hat, »mit Gott kämpfen«. Stieß Jakob beim Kampf in schwarzer Nacht dem Gegenüber entgegen »Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!«, so beschwört, fleht, ruft Paul Celan sein Gegenüber an: »DU SEI WIE DU, immer«.

Gott um Gott bitten – es verbindet die biblischen Menschen, die Menschen der Bibel, Juden und Christen.

»Manchmal ist das Herz sichtbar, und manchmal ist es unsichtbar« – Wir aber sind zusammengekommen, um Gottes Wort, mit dem er uns dienen will, seinen Dienst, Gottes-Dienst, zu erbitten, zu hören, zu bedenken, ihm zu entsprechen, Gott gerecht zu werden mit unserem Singen und Beten und uns zu vergegenwärtigen, gerade an diesem Sonntag, was auch deutsche Christen den Geschwistern aus Israel Schmerzliches, Erniedrigendes, Tödliches angetan haben. Wir kommen zusammen, um uns bewusst zu machen, wie blind wir waren für Gottes Gottes Bund mit seinem Augapfel und seiner ersten Liebe.

Wir hassten den Gedanken, dass diese Liebe unverbrüchlich ist, setzten uns an Israels Statt ein. Die auf ihre theologische Wissenschaft so stolze Christenkultur klebte über die Kapitel 9-11 im Römerbrief dicke braune Streifen und wir mussten sie nicht mehr lesen...

Um den elementaren Auftrag, das Zeugnis der Liebe Gottes und der Barmherzigkeit des Messias Jesus den tödlich Bedrohten zu sagen und zu tun, haben wir gefühllos zerrissen und geschreddert. Ist damit das Christentum in Auschwitz gestorben, so fragt man uns.

Uns bleibt nur zu sagen: Gott Abrahams und Saras, Isaaks und Rebekkas, Hiobs und Jonas, erbarme dich unser. Erbarme dich aller bösen Anschläge auf unser gedankenschweres Erinnern. Wie viel Prozent diese bewusstlose, ausschließlich von Verbitterungsgefühlen sich nährende Partei noch bekommen wird?

Am Israel-Sonntag fühlen Gemeinde und Kirche sich selbst den Puls: Wie gelassen, wie leidenschaftlich, wie sprunghaft, wie beschleunigt und wie vorsichtig-konstant lebt unser Glaube, handelt unsere Verantwortung?

Lektor: Psalm 122

Voll Freude war ich, da sie mir sagten :
»Wir ziehen zum Hause des Herrn!«

Und nun stehen wir mit unseren Füßen in dir,
Jerusalem, Jerusalem, starke Stadt, dicht gebaut, fest gefügt.
Da hinauf ziehen die Stämme, die Stämme des Herrn,
wie es Israel geboten ist vom Herrn, ihn zu preisen.
Dort stehen die Throne des Gerichts bereit, die Throne des Hauses David.
Friede für Jerusalem! Betet darum! Jeder, der dich liebt, sei geborgen in dir.
Friede sei in deinen Mauern, Zufriedenheit in deinen Häusern.
Friede sei mir dir! Sage ich, meinen Brüdern und Freunden zulieb.
Seinem Tempel zulieb will ich für Jerusalem Glück und Segen erflehn.

(übertragen von Arnold Stadler, in:«Alle Menschen lügen. Alle.« Insel Verlag, Frankfurt a.M. 2002, 8. Aufl.)

Lektor: Kyrie, Lobpreis, Tagesgebet

Gemeinde: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren **EG 293**

Hinweis: »... dass er euch auch erwählet hat!« Nicht: an Stelle Israels, sondern: auch! Jesus' Verkündigung und Paulus' Mission eröffnen uns den Zugang zu Israels Gott.

Lektorin: Jesaja 62, 6-12

Auf deine Mauern, Jerusalem, habe ich Wachtposten gestellt,
sie sollen nicht schweigen den ganzen Tag und die ganze Nacht.
Die ihr Gott anruft, gebt keine Ruhe!
Gebt Gott keine Ruhe, bis Gott Jerusalem aufrichtet,
die Stadt zum Lobpreis auf der Erde macht.
Zieht ein, zieht durch die Tore, ebnet dem Volk den Weg,
schüttet auf, schüttet auf die Straße, räumt die Steine fort,
richtet ein Zeichen für die Völker auf! (Nes Ammim)
Schau, Gott lässt sich hören bis zu den Rändern der Erde,
Sagt der Tochter Zion: Schau, deine Rettung kommt!
Schau, Lohn ist bei Gott, das Werk und sein Ertrag vor Gottes Antlitz.
Man wird sie nennen: Heiliges Volk, Befreite Gottes.
Und dich nennt man: Aufgesuchte Stadt – niemals verlassen!

Gemeinde: Ich lobe meinen Gott **EG 272**

Lektorin: Brief an die Gemeinde in Rom 9, 1-5

Gemeinde: Glaubenslied: »Wir glauben, Gott ist in der Welt«
von Gerhard Bauer, s. Israel Sonntag 2015

Lektor: Einmal in Jerusalem, David Rokeah

Einmal in Jerusalem hab ich ein weinendes Kind gefragt,
warum weinst du, Kind.
Ich weine nicht, hat es gesagt, und seine Augen tropften runde Tränen.
Woher und wohin, fragen meine Augen,
zwei Ampeln, die blinken, der entgegenkommt.
Jerusalem ist kein Schloss, ist kein Schloss,
das in der Hängematte des Gebirges döst.
Jerusalem schreibt in mondlosen Nächten bittere Klagen an Gott,
und Gott vergießt Tränen wie jenes Kind
und hüllt die Berge in einen Brautschleier.
Ich gehe… und das ungeschriebne Gedicht begleitet mich
wie ein schwerer Schatten im Regen, der Jerusalems Dächer wäscht.

Gemeinde: Nun danket Gott **EG 290, 1-4**

Predigt

Gemeinde: Nun danket Gott EG 290, 5-8

Fürbitte:

Lektor: Unser Vater, wir haben lange gehört, geglaubt und praktiziert,
wir seien an Israels Stelle getreten und deine Liebe gelte nur noch uns!
Wir haben uns rasch die Gaben deines Volkes angeeignet –
den Bund, die Gebote und Gebete, die Psalmen und Propheten –
nur mit ihm selbst wollten wir nichts zu tun haben,
keine Gemeinschaft im Loben und Lernen,
keine Geschwisterlichkeit im Leben und Lieben.

Lektorin: Lass an die Stelle der Gleichgültigkeit – Teilnahme,
lass an die Stelle überheblicher Zurechtweisung – Selbstprüfung,
lass an die Stelle subtiler Bevormundung – Zuhören treten.
Dass doch alle Formen lächelnder Animosität zugunsten
solidarischer Herzlichkeit wichen!

Lektor: Lass uns neu hören, was zu Israel gesagt ist und was in Israel gesagt wird.
Stelle uns deinem Volk in neuer Aufmerksamkeit verlässlich zur Seite.
Wir danken dir, dass du auch uns erwählt hast;
wir leben aus der Hoffnung,
dass du deine christlichen Kinder noch nicht aufgegeben hast
nach allem boshaften Blödsinn, den wir immer noch von uns geben.
Schenke allen, die Jüdinnen und Juden begegnen,
Offenheit und Liebe im Zuhören, im Lachen, beim gemeinsamen Essen.

Lektorin: Dank sei dir für alle und alles,
was die Kirche hat werden, hat wachsen und sich wandeln lassen!
Danke für den Lebensentwurf auch unseres Bruders aus Galiläa,
für die Frauen und Männer, die ihn übernommen und für die Geschichten,
die ihn bewahrt haben.
Lass uns Kirche werden, die nach Freundschaft, Güte und Großmut schmeckt,
die weitherzig lehrt und offenen Auges dient.
Segne alle Anfänge neuen Verstehens, die aus deiner Treue leben.

Gemeinde: Vater unser...

Lektor: Unberuhigter Ausgang:

Jerusalem (Jehuda Amichai)
Jeden Abend bietet Gott seine glitzernden Waren im Schaufenster dar,
Visionen, Gesetzetafeln, schöne Perlen, Kreuze, strahlende Glocken.

Dann legt er sie wieder in dunkle Kisten hinein und schließt die Läden:
»Noch immer ist kein einziger Prophet gekommen – einzukaufen.«

Segen

Gemeinde: Verleih uns Frieden **EG 421**

Im Anne-Frank-Zug

Anning Lehmensiek

»Du quengelst hier dauernd rum! Denk doch mal an die arme Anne Frank, die einen ganzen Tag und eine ganze Nacht ohne Essen und Trinken mit dem Zug fahren musste!« sagt eine Mutter zu ihrem Sohn.
Eine junge Frau: »Nach Anne Frank heißt der Zug? Das kann einem ja den ganzen Spaß verderben!«
Ein älterer Mann: »Muss denn immer wieder dieses Thema kommen? Ich will hier in Ruhe sitzen und an gar nichts denken!«
Ein Mann zu seiner Frau: »Irgendwann muss auch mal Schluss sein!«

Im Zug geht ein Mann herum, der Postkarten mit einem Photo von Anne Frank verkauft.

»Ach ja, schrecklich, was Anne Frank durchmachen musste! Gehen wir jetzt in den Speisewagen?« sagt eine Frau zu ihrem Mann.
Der Leiter einer christlichen Reisegruppe: »Und nun wollen wir einen Moment innehalten und des furchtbaren Schicksals der Anne Frank gedenken.«
Ein jüngerer Mann doziert: »Die Züge der Deutschen Reichsbahn waren Täterwerkzeuge!«
Eine alte Frau sinniert: »Ich beschäftige mich dauernd mit meinen Depressionen. Erinnere dich doch mal daran, wie es Anne Frank ergangen ist!«
Ein älterer Mann meint: »Eigentlich großartig, wie wir uns überall mit unserer Vergangenheit auseinandersetzen!«

Während der ganzen Zeit geht Anne Frank leise durch den Zug und vernimmt alle diese Bemerkungen. Irgendwann schreit sie: »Ich will hier raus!«, zieht die Notbremse, und als der Zug hält, steigt sie aus und rennt davon.

Das war gut gemeint: Ein ICE der Deutschen Bahn sollte nach der von den Nazis ermordeten Anne Frank benannt werden, um die Erinnerung an sie wach zu halten. Das löste einen Sturm von Entrüstung aus. Viele äußerten in Mails an die Deutsche Bahn ihre Skepsis, dass die Reisenden angemessen mit der Namensnennung umgehen würden. Die Anne-Frank-Stiftung in Amsterdam wies darauf hin, dass die Namensgebung in diesem Fall schmerzhafte Erinnerungen wecken könnte – an Deportationen mit Zügen. Auch Anne Frank wurde nach Auschwitz deportiert. »Diese Verbindung ist schmerzlich für Menschen, die die Deportation miterlebt haben und verursacht neuen Schmerz bei jenen, die mit den Folgen der Deportationen leben müssen.«

I.S.

Stefanie Schüler-Springorum: »Geschlecht und Differenz«

Perspektiven deutsch-jüdischer Geschichte Bd. 4

Berlin 2014
163 S., 16,90 Euro

Welche Auswirkungen hatten Verfolgung, Vertreibung und Massenmord im 20. Jahrhundert auf die Geschlechterbilder und -rollen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft? Sind Spuren bis in die Gegenwart jüdischen Lebens zu verfolgen?

Die Historikerin Prof. Dr. Stefanie Schüler-Springorum leitet seit 2011 das Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin und ist in diesem Kontext Herausgeberin des Jahrbuches der TU (2017: Jahrbuch 26), einem Forum für wissenschaftliche Beiträge zur Antisemitismus-, Vorurteils- und Minderheitenforschung.

Autorin zahlreicher Aufsätze zur deutsch-jüdischen Geschichte des 19./20. Jahrhunderts, zur Geschichte der Judenfeindschaft, zur Verfolgungspolitik, zu Holocaust, Emigration und Exil, wendet sich Stefanie Schüler-Springorum an ein breites, historisch interessiertes Lesepublikum. – Mit diesen Themen unter dem Vorzeichen Geschlechtergeschichte hat sie zudem etliche Ausstellungen initiiert. Angesichts des Gedenkens an die deutsche Schuldgeschichte in Guernica[1] sei hier auch an ihre Arbeit »Krieg und Fliegen. Die Legion Condor im Spanischen Bürgerkrieg 1936 – 1939« (Paderborn, Schöningh 2010) erinnert.

Wir hoffen, Frau Schüler-Springorum mit ihrer umfangreichen und immens wichtigen Arbeit nach einem Gespräch mit ihr in der nächsten ASF-Predigthilfe ausführlicher würdigen zu können.

I.S.

---

1 siehe auch: Lorenz Wilkens: Pablo Picasso »Guernica« – eine Lektüre des Bildes in: ASF-Predigthilfe Ökumenische Friedensdekade November 2016, S. 10-12

Welcome to Jerusalem

Ausstellung im Jüdischen Museum Berlin

11. Dezember 2017 – 30. April 2019, täglich von 10 – 20 Uhr geöffnet
geschlossen am 10., 11. u. 19. Septeber 2018 , am 24. Dezember 2018

Wir saßen im Café des Jüdischen Museums und trugen zusammen, was wir mit »Jerusalem« verbinden, einige Freundinnen waren noch nie dort gewesen. Und es entstanden Traumbilder – Jerusalem, die hochgebaute Stadt mit den goldenen Kuppeln, die Stadt, in der sich die drei großen Religionen Judentum, Christentum, Islam begegnen, alle Zeit ein Sehnsuchtsort...

Der erste Eindruck aber, den die Ausstellung von Jerusalem uns vermittelte, war dann doch ein ganz anderer! Eine 24-Stunden-Dokumentation zeigt die Stadt in unendlich vielen Facetten und eben auch Drangsal, Mühe und Lärm, Feindschaft, Armut...

Die ständige Ausstellung im Jüdischen Museum wird neu gestaltet. Für mehr als ein Jahr bleibt das Haus aber – dieses architektonische Wunderwerk von Daniel Libeskind – geöffnet mit der umfangreichen Präsentation »Welcome to Jerusalem«! Die Stadtgeschichte wird vorgestellt:

Alltag, Religion, Politik. Neben vielen Abbildungen und Dokumenten gibt es historische Objekte und Modelle, mediale Installationen und Interviews. Zeitgenössische KünstlerInnen präsentieren ihre Arbeiten – eine großartige Schau! Einzelne Themen laden neben der Dokumentation »Die Heilige Stadt« zum Verweilen ein: »Fromme Provokateure«, »Alltag in Jerusalem«, »24 Stunden Jerusalem«, »Jerusalem in Berlin«...

Themen des Katalogs sind u. a.: Das muslimische Jerusalem, die Kreuzzüge und der Werdegang Saladins, Tempelberg und Klagemauer zwischen nationalen und religiösen Interessen... (264 S., 155 farbige Abb., Wienand Verlag Köln 2017, 39,80 Euro im Buchhandel / 29,20 Euro im Museumsshop)

Vielleicht also noch in diesem Jahr oder Anfang des kommenden »Welcome to Jerusalem« im Jüdischen Museum Berlin!?

I.S.

Zur Erinnerung »Jerusalem« – Thema in den ASF-Predigthilfen:
- Israelsonntag 2010, »Wünschet Jerusalem Segen...« (Psalm 122)
- Israelsonntag 2012, »Jerusalem – Niemand wird dich noch »Verlassene« nennen (Jesaja 62,4).

Eine kurze Geschichte der deutschen Israel-Studien

Johannes Becke

Das Heilige Land ist reich gesegnet an Forschungsstätten zur deutschen und deutsch-jüdischen Geschichte – innerhalb Israels kann man allein sieben derartige Institute aufzählen, häufig finanziert durch Zuwendungen der deutschen Minerva-Stiftung, einer Tochter der Max-Planck-Gesellschaft. Diesseits des Mittelmeers galt dagegen bis noch vor kurzem: Eine systematische Forschung zum Staat Israel findet nicht statt. Die beiden wichtigsten regionalwissenschaftlichen Forschungsinstitute in Deutschland etwa, also die regierungsnahe Stiftung Wissenschaft und Politik (SWP) in Berlin und das GIGA German Institute of Global and Area Studies (Hamburg) beschäftigten über lange Zeit fast ausschließlich arabisch-, türkisch- und persischsprachige Islam- und Politikwissenschaftler, um die Konflikte des Vorderen Orients wissenschaftlich zu erschließen. Und während viele Studierende durch Israel-Besuche zum Studium der Judaistik oder der Jüdischen Geschichte fanden, so kamen sie auch dort nur in den seltensten Fällen mit der wissenschaftlichen Erschließung der zionistischen Bewegung oder der israelischen Gesellschaft in Berührung.

Die Gründe für diese Forschungslücke sind vielfältig: Zum einen versteht die deutsche Islamwissenschaft den Vorderen Orient (in der Tradition ihres Gründungsvaters Carl Heinrich Becker) immer noch als »die Welt des Islam«; für nicht-muslimische Minderheiten der Region fühlt man sich hier (jenseits der Forschungsnische des »Christlichen Orients«) schlicht nicht zuständig. Es dürfte daher kein Zufall sein, dass die Deutsche Morgenländische Gesellschaft renommierte Forschungszentren in Beirut und Istanbul begründete, aber (im Gegensatz zu britischen und französischen Vorbildern) keines in Jerusalem. Zum anderen haben aber ausgerechnet die Jüdischen Studien bisweilen ein auffälliges Faible für das Historisch-Unpolitische: Zwischen der klassisch-judaistischen Erschließung von Bibel, Talmud und hebräischer Sprachgeschichte oder der Regionalgeschichte der ausgelöschten jüdischen Gemeinden bleibt gerade noch Zeit für die Ideengeschichte des deutschsprachigen Zionismus, aber danach endet der Horizont des Faches häufig mit der Ausrufung des Staates Israel.

Wer sich also in der Vergangenheit wissenschaftlich mit dem Staat Israel auseinandersetzen wollte, dem blieb (ähnlich wie vielen, die sich mit der zeitgenössischen arabischen Welt beschäftigen wollen) eigentlich nur eine einzige

Wahl: Der Weg ins Ausland. In Israel selbst bestehen seit langer Zeit bedeutende Zentren für israelische Geschichte, etwa das Ben-Gurion-Institut (Ben-Gurion-Universität) oder das Chaim-Weizmann-Institut (Universität Tel Aviv). Unter dem Eindruck einer zunehmenden Polarisierung und Polarisierung der Nahost-Studien konnte das Forschungsgebiet der Israel-Studien aber auch in weiten Teilen der angelsächsischen Universitätslandschaft etabliert werden: Zu Forschungsschwerpunkten an den Universitäten Oxford, Brandeis, Indiana oder Toronto gesellen sich in den letzten Jahren zahlreiche Neugründungen in der nichtwestlichen Welt, darunter in Indien, China oder Jordanien. Abgesehen von den Veröffentlichungen verdienstvoller deutsch-jüdischer und deutsch-israelischer Einzelkämpfer (wie etwa Michael Wolffsohn, Micha Brumlik oder Michael Brenner) wurde in Deutschland dagegen über lange Zeit keine substantielle Lehre und Forschung zum modernen Staat Israel aufgebaut, mit einer Ausnahme: Zu DDR-Zeiten bestand ein Lehrstuhl für Israelwissenschaften an der Humboldt-Universität (unter der Leitung von Angelika Timm), der bedauerlicherweise Mitte der 1990er Jahre abgewickelt wurde – übrigens ohne dass ostdeutsche Arabisten ein ähnliches Schicksal ereilt hätte[1].

Erst anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums der deutsch-israelischen Beziehungen wurde das Forschungsfeld der deutschen Israel-Studien ausgebaut: An der Ludwig-Maximilians-Universität München wurde 2015 ein Zentrum für Israel-Studien eröffnet, die Stiftung Wissenschaft und Politik (SWP) schrieb ein Israel-Forschungsprojekt aus[2] und an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg wurde ein Gastlehrstuhl in eine Juniorprofessur für Israel- und Nahost-Studien umgewandelt. Eine in Potsdam bereits bestehende Gastprofessur wurde verlängert, die Besetzung eines Israel-Lehrstuhls an der Universität Mainz scheiterte dagegen.

Das vergleichsweise junge Forschungsfeld widmet sich seitdem dem Aufbau von institutionellen Strukturen und der Bestimmung seiner Forschungsagenda, die in einer Sonderausgabe der Heidelberger Zeitschrift »Trumah« kritisch reflektiert wurde[3]. Leitfragen sind dabei die Wechselwirkungen zwischen dem Staat Israel und der jüdischen Diaspora, die Beziehungen zwischen Israel und den anderen Staaten des Vorderen Orients oder die Frage nach der Einzigartigkeit der deutsch-israelischen Beziehungen. Neben Vortragsreihen und Tagungen zur israelischen Verortung im Vorderen Orient, den israelisch-diasporischen Beziehungen oder der Geschichte der Balfour-Erklärung wurde im Wallstein-Verlag eine wissenschaftliche Buchreihe aufgelegt, um die Forschungsergebnisse der deutschen Israel-Studien einer breiteren Öffentlichkeit präsentieren zu können[4].

In der akademischen Ausbildung wird dabei insbesondere Wert gelegt auf die sprachliche Ausbildung der Studierenden: An der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg besteht inzwischen eine dreijährige Ausbildung im modernen Hebräischen; in den Seminaren im Bereich der Israel-Studien werden systematisch hebräischsprachige Originalquellen verwendet. Typische Veranstaltungen beschäftigen sich beispielsweise mit der Geschichte der israelischen Rechtsparteien, vergleichenden Perspektiven auf den arabisch-israelischen Konflikt oder der israelischen Herrschaft über die besetzten Gebiete[5]. Zur Überwindung der Enklaven-Perspektive auf Israel als vermeintliche »Villa im Dschungel« sollen die Israel-Studien in Heidelberg dabei möglichst nah an die Islamwissenschaft herangeführt werden: In Kooperation mit der Universität Heidelberg ist die Einrichtung eines Master-Studiengangs »Nahost-Studien« geplant, der eine Ausbildung im Arabischen und Hebräischen kombinieren soll.

Um als eigenständiges Forschungsgebiet ernstgenommen zu werden, werden die deutschen Israel-Studien dabei darauf achten müssen, nicht in tagespolitische Gefechte zwischen »Israelkritik« und »Israelsolidarität« verwickelt zu werden. Als Teilbereich der Jüdischen Geschichte oder der Nahost-Studien könnten die Israel-Studien dagegen einen wichtigen Beitrag dazu leisten, die häufig emotional aufgeladenen Debatten zum israelisch-arabischen Konflikt zu versachlichen und zu verwissenschaftlichen.

---

1 Angelika Timm, »Israelwissenschaften an der Humboldt-Universität Zu Berlin – Erfahrungen eines multidisziplinären Experiments in Lehre und Forschung«, *Trumah* 23 (2016): 75-89.

2 Als ein Beispiel: Lidia Averbukh, *Israel auf dem Weg in den »Orient«? Mizrachische Juden gewinnen kulturell und politisch an Bedeutung, SWP-Aktuell* (Berlin: Stiftung Wissenschaft und Politik, 2017), https://www.swp-berlin.org/publikation/israel-auf-dem-weg-in-den-orient/.

3 Johannes Becke, Viktor Golinets, and Annette Weber, eds., »Israel-Studien in Deutschland«, *Trumah* 23 (2016).

4 Als erster Band erschien in dieser Reihe Julie Grimmeisen, *Pionierinnen und Schönheitsköniginnen. Frauenvorbilder in Israel 1948-1967* (München: Wallstein Verlag, 2017). Für mehr Details: http://www.wallstein-verlag.de/9783835331358-julie-grimmeisen-pionierinnen-und-schoenheitskoeniginnen.html

5 Für mehr Beispiele: http://www.hfjs.eu/hochschule/bengurion/lehre/lehre.html

KAPITEL II
Materialien für die Gemeinde

Gottreich Albrecht: Tel Aviv, am Mittelmeerufer, 11.8.2006

Erhard Eppler: Trump – und was tun wir?
Der Antipolitiker und die Würde des Politischen

J.H.W. Dietz Nachf. Verlag, Bonn, 128 S., 12,80 Euro

Der Pressezettel gibt keinen Autor an, kein Erscheinungsjahr, keine Seitenzahl, den Preis in Minigröße – mag der Verlag seinen Autor nicht? Schließlich leitete Erhard Eppler von 1974 bis 1991 die *Grundwertekommission der SPD*, schließlich ist er Jahrgang 1926 und endlich ist er der aufrichtigste Schüler von Heinemann, Erler und Brandt. Im Programm des Verlags, über den sich die Friedrich-Ebert-Stiftung äußert, folgt auf Eppler eine vom 20jährigen Karl Marx heraus gegebene und seiner Frau Jenny von Westphalen gewidmete Volksliedersammlung – ein Hinweis auf eine neue Parteitagsgestaltung?

Eppler und die gegenwärtige SPD – ein offenkundig schmerzreiches Thema. In 16 Kapiteln geht er die Politikfelder und ihre nur wenig gepflügten Äcker durch bis hin zu dem Satz: »Was wir brauchen, ist Wachheit für das, was kommen soll, noch mehr für das, was nicht kommen darf.«

Ausgangspunkt ist die Inkompetenz des amerikanischen Präsidenten, wofür man ja dankbar sein muss, ohne sie würde vermutlich alles sehr viel schlimmer. Er widmet sich seinem Gegenstück, der »Postfaktischen Politik«, einer Form des Machterwerbs, die er eine Krankheit nennt und die es zu bekämpfen gilt. Der 92jährige schreibt ohne Fußnoten, präzise und rhetorisch im Stil des Bedenkens, insgesamt ein bewundernswerter Einspruch in die augenblicklichen »Stimmungen«. »Würde des Politischen«, sie ist so nötig wie nach 1945 und angesichts des Alptraums *AFD* unverzichtbar. Ob die SPD sich die Zeit nimmt, Eppler zu lesen?

H.R.

Gesine Palmer (Hrsg.): Alles durchbewältigt?
Die evangelische Kirche in Deutschland und ihr Verhältnis zu Israel

Königshausen & Neumann, Würzburg 2017, 153 S., 17, 80 Euro

»Endlich fertig erinnert?«, eben hatte ich die Studie gelesen – Vera Kattermann zur Vergangenheitsarbeit (Merkur 2012, Mai) – da geht es im Klang anzweifelnder Ungeduld schmerzlich-ironisch weiter: »Alles durchbewältigt?« Der satirische Ton Hans-Ulrich Wehlers »Bravourös bewältigt« gab das vor? Dies »Neue Unbehagen mit der Erinnerungskultur«, wie Aleida Assmann ihre

aufregend-unaufgeregte »Intervention« nennt (C.H. Beck, 2016), bestimmt sehr unterschiedlich den Diskurs. Das kann brachial werden wie bei der AFD, das kann zum Impuls für ein MRT in Sachen Erinnerungskultur werden, Canetti getreu: »Vorbei ist nicht vorüber«.

Gesine Palmers »Alles durchbewältigt?« (sind nicht »alles« und »durch« etwas überangestrengt?) trägt dazu den enzyklopädisch fordernden Untertitel »Die evangelische Kirche in Deutschland und ihr Verhältnis zu Israel«...

Es geschah beim »Gottesdienst-Nachgespräch«: Mir gegenüber saß ein Richter, lange befasst mit »Wiedergutmachung«. Zwischenbilanz seiner Arbeit: »Und dann sagte ich zu meinem Vorgesetzten. ›Wenn Sie mich nicht bald versetzen, werde ich zum Antisemiten!‹« Ein Satz, der einen Abgrund aufreißt zu den labyrinthisch verknäuelsten Asymmetrien im deutsch-jüdischen Verhältnis. Primo Levi (Die Untergegangenen und die Geretteten, Hanser 1986) hat es schon behutsam erwähnt – dann verstummte auch er.

Und nun wieder ein Versuch: Eine Vorträge-Sammmlung aus Jerusalem und Berlin, in deren Mittelpunkt neben anderen Aspekten auch die Person Heinrich Grübers steht, des *anderen Deutschen*, des Retters, des Helfers, des Reuigen, wie ihn Israel bis zum Eichmann-Prozess, in dem Grüber als Zeuge auftrat, so noch nicht erlebt hatte. Hermann Maas hätte vorher dies Bild abgeben können, doch die Öffentlichkeit des Prozesses gab Grüber den historischen Moment des »Bekenners«. Unbestritten, Heinrich Grüber zu vergegenwärtigen, ist im besten Metz'schen Sinne eine gefährliche Erinnerung.

Die Vorträge greifen unterschiedlich weit aus: David Witzthum bündelt viele Themen nicht leicht entwirrbarer Konstellationen: »Deutsche, Juden und die deutsche Tragödie, der verlorene Sohn und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg« – Thomas Mann, Hannah Arendt, Martin Buber, Gershom Scholem. Anstoß um Anstoß, Impuls um Impuls. Das Höhenmassiv Thomas Mann allein (sein Josephsroman wird nicht erwähnt, die unüberhörbaren Antisemitismen in »Wälsungenblut« nicht) hätte der Ruhe bedurft und erst die Kontroverse Arendt – Scholem!

Es gibt viel zu lernen in der Sammlung: Danke für die gelehrte Studie zu den »Gerechten« von Yehoyada Amir, für Moshe Zimmermanns »Israel und die Jagd auf Nazis«, Danke für das Wiederhören mit Petra Heldt und ihre »Protestantismus und Israel«-Studien und das Treue und Verlässlichkeit aufscheinen lassende Wort von Nikolaus Schneider (Wir von ASF danken ihm viel!) und Dank an Gesine Palmer für ihr Gespräch mit Walter Sylten. Hier stock' ich schon: Syltens Erinnerungen an Grüber lassen die Frage nach *»Israel« in der Theologie Grübers* aufkommen. Im Buch kein Wort dazu. Wie in Grübers

großangelegter Autobiographie (1968) auch kein Wort steht über seine Begegnung mit Richard L. Rubinstein, die nun wirklich ins Mark geht. Hier ist nicht der Ort über Grübers Auslegung von Psalm 44 nachzudenken: »Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag« und Grübers Verständnis von Nebukadnezar bis Hitler... (Ebach in »Einwürfe 5«, Umgang mit Niederlagen, 1988!).

»Alles durchbewältigt?« Ich halte es mit Karl Kraus: »In schwierigen Fällen entscheide man sich für das Richtige«.

H.R.

Hakon Ovreas: Super-Bruno

Illustrationen von Oyvind Torseter, übersetzt aus dem Norwegischen von Angelika Kutsch, u. a. Deutscher Jugendliteraturpreis
TB 2017, 136 S., 7,95 Euro (Erstveröffentlichung 2013)

Brunos Großvater ist gestorben. Gedanken zu Trauer und Stille angesichts des Todes haben in diesem Jugendbuch ihren Platz. Aber nach dem Umzug der Familie in eine andere Gegend muss der Grundschulknabe Bruno neue Freunde finden, sich gemeinsam mit ihnen, mit Schwarzke und den anderen, gegen eine Bande älterer fieser Jungs zur Wehr setzen – kleine Dorftyrannen, unter ihnen gar der Sohn des Pfarrers. Ein Jugendbuch, ernst und nachdenklich, witzig und intelligent, fantasievoll!

I.S.

Andreas Pangritz: Der ganz andere Gott will eine ganz andere Gesellschaft

Das Lebenswerk Helmut Gollwitzers (1908-1993)

Kohlhammer, Stuttgart 2018, 100 S., 15 Euro

Zugegeben, ich bin befangen: 1962 kam ich als Student nach Berlin, lernte das Ehepaar Gollwitzer kennen, mit ihnen die Marquardts, die BK-Säulen Dibelius, Niemöller, Grüber, Vogel, die Aktion Sühnezeichen, den Unter-

wegs-Kreis, die Ev. Akademie, in deren Adam-von-Trott-Haus ich wohnte, und die Dahlemer Gemeinde, in der ich nun ein halbes Jahrhundert mitarbeite. Ich bin befangen, weil ich allen (und vielen mehr) so viel an theologischer Prägung, politischem Denken und ökumenischer Weite verdanke. In ihrer Nähe konnte niemand das »eingreifende Denken« (Adorno) aufgeben oder verlernen.

Das *Lebens*werk Gollwitzers auf 100 Seiten? Ja, und dass Andreas Pangritz diese 100 Seiten im prägnant-zurückgenommenen Erzählstil vorlegt, ist außerordentlich verdienstvoll, denn Gollwitzer scheint »heute weitgehend vergessen zu sein«. Unvorstellbar, wenn man bedenkt und jetzt wieder nachlesen kann, in welch verwegener Weise er die großen Themen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angegangen ist, ja, auch mit Überspitzungen und verbalem Handgemenge, aber immer mit prophetischer Leidenschaft, stürmisch-biblischer Energie und so oft ohne Sorge um sich selbst.

Ich hörte ihn (in zweiter Reihe) bei der Beerdigung von Ulrike Meinhof predigen und wusste, dass alle Fenster des Hauses gegenüber vom Friedhof kurzfristig freigeräumt waren für die Kameras der Geheimdienste und alle Richtmikrophone arbeiteten – die beklemmendste Öffentlichkeit in der damals bleihaltigen Luft, die ich je erlebt habe... Zum Glück vergibt Pangritz wenig Platz für die maßlose Kritik an Gollwitzer, darin Heinrich Böll gleich, sondern skizziert in knappen gelungenen Paraphrasen die Themenkreise »Christlich-marxistischer Dialog«, »Begegnung von Juden und Christen«, »Welt-Wirtschafts-Katastrophe«, »Frage nach dem Sinn«. Nichts davon ist abgegolten. Dass der gegenwärtige Alptraum namens »AFD« ihn nicht mehr zur Verzweiflung bringen kann, notiert man mit Aufatmen. Wo sein Platz in der weltweiten Flüchtlings-Katastrophe gewesen wäre, ist nach der Lektüre von Pangritz' Erinnerungsbuch keine Frage.

Wir von Sühnezeichen sind von Herzen dankbar für seine Unterzeichnung des Aufrufs für die EKD-Synode 1958 zu unserer Gründung. Wir danken in gleicher Weise sehr bewegt Brigitte Gollwitzer für ihre unvergessliche Förderung unserer Israel-Arbeit! Der schöne Titel *»Frei sagen, was recht ist. Brigitte Gollwitzer 1922-1986«* ist nur *ein* Zeichen unseres Dankes! Vom schmalen Band von Andreas Pangritz sollte vieles ins »Lesebuch für die Oberstufe«, und ob nicht die 100 Seiten zur nachdrücklich empfohlenen Lektüre für alle Freiwilligen, für die Predigerseminare und Gemeindekirchenräte sich gut machten? Ach ja, die EKD sollte der AFD-Fraktion unbedingt ein Frei-Exemplar schenken!

H.R.

Hans Joachim Schädlich: Felix und Felka

Rowohlt Verlag Reinbek 2018, 208 S., 19,95 Euro

Beide malten sie – Künstler und Künstlerin: Felix und Felka Nussbaum. Stärker in Erinnerung sind zumeist s e i n e Bilder aus den Zeiten der Verfolgung, berühmt das »Selbstbildnis mit Judenpass« von 1943. Das Felix-Nussbaum-Haus in der »Friedensstadt« Osnabrück hat viel dazu beigetragen, dass seine Werke und seine Lebensgeschichte mit dem Tod in Auschwitz nicht vergessen werden.

Nun hat Hans Joachim Schädlich – seinerzeit etliche Jahre an der Akademie der Wissenschaften in der DDR wirkend, bis er 1977 in die BRD kam – einen Roman geschrieben: »Felix und Felka«. Er erzählt die Geschichte der Flucht des Maler-Ehepaares durch Italien und Frankreich, nach Brüssel und Ostende, von dem Versuch, im Versteck sich zu retten, und dann doch: Verrat, Deportation nach Auschwitz. Tilman Spreckelsen (FAZ 8.2.2018) zu Schädlich: »Der 1935 geborene, vielfach ausgezeichnete Autor erweist sich als ein Meister der kleinen Form...«. Das letzte Kapitel heißt »Memento« – eine Liste mit Namen derer, von deren Lebensumständen wir in diesem Roman lasen, die wir nicht vergessen sollten.

I.S.

Rafik Schami: Sami und der Wunsch nach Freiheit

mit Illustrationen von Philip Waechter
Beltz & Gelberg Weinheim 2017, ab 14 J., 17,95 Euro

Sami und Scharif sind unzertrennliche Freunde. Samis Liebe trägt den wunderschönen Namen Josephine. Und der weise Postbote Elias ist der beste Lautenspieler aller Zeiten.

Eine Geschichte von Freundschaft und Sehnsucht nach Freiheit am Beginn der syrischen Rebellion. Die Freunde müssen sich verstecken, »abtauchen«, seitdem hat sich Samis Spur verloren. Und dann gibt es eine Fortsetzung:

Rafik Schami: Sophia oder der Anfang aller Geschichten

dtv Kindle Edition 2017, 12,99 Euro

Ein Politthriller – ein Spionageroman – eine Liebesgeschichte!
Sami kehrt aus dem Exil nach Damaskus zurück. Sein Cousin Elias lockt ihn in eine Falle – er will Lösegeld erpressen. Samis Mutter Sophia versucht alles, um ihn zu retten – eine dramatische Erzählung, im besten Sinne aufklärerisch!
I.S.

Moppi und Peter

Die wahre Geschichte zweier Hunde in der Nazi-Zeit

Erzählt von Raymond Wolff, aufgezeichnet von Hans-Dieter und Martina Graf, Illustriert von Hans Lichtenwagner
Hentrich & Hentrich, Berlin 2017, ab 10 J., 14,90 Euro

Das farbige Titelbild mit den beiden Hunden, schwarz und weiß, und dem Automobil aus den Dreißiger Jahren – gewiss eine Anstiftung zum Hingucken und Lesen für Heranwachsende so ab zehn! Dass es keine vergnügliche Lektüre werden wird – darauf macht der Titel der »wahren Geschichte zweier Hunde in der Nazi-Zeit« aufmerksam. Aber es gelingt dem Autorenpaar und dem Illustrator, einfühlsam die Geschichte der Wolff-Familie aus Nackenheim, ihrer Flucht vor dem NS-Regime über Frankreich, Spanien und Portugal in die USA zu erinnern. Und die Hunde Moppi und Peter garantieren, dass dies eine für junge Leserinnen und Leser erträgliche, ja, auch aufregende Rettungserzählung wird.

I.S.

Verwiesen sei zu diesem Thema auf eine weitere Veröffentlichung:

Rüdiger Bertram: Der Pfad. Die Geschichte einer Flucht in die Freiheit

cbj Verlag München 2017, 241 S., für Heranwachsende ab 12 J., 12,90 Euro

Alle wollen nach Amerika: »Wie kommen wir bloß nach Lissabon?« fragen sich Rolf und Ludwig. Ihre Mutter wartet auf sie in New York. Sie aber sitzen in Marsaille fest, von der Gestapo verfolgt, es bleibt der Fluchtweg über die

Pyrenäen mit Hilfe des Hirtenjungen – und was wird aus Rolfs geliebtem Hund Adi…?

I.S.

Aharon Appelfeld: Meine Eltern
Rowohlt Berlin 2017, 271 S., 22, 95 Euro

Aharon Appelfeld: Elternland
rororo 24540, 2012, 254 S., 8, 99 Euro

Richard Ford: Zwischen ihnen
Hanser Berlin 2017, 244 S., 18 Euro

Christophe Boltanski: Das Versteck
Hanser Berlin 2015, 315 S., 23 Euro

Zufall? Vier Bücher über »Eltern«, fast nebeneinander? Sie atmen alle eine so zärtliche Ernsthaftigkeit, dass man von einer gewissen Sehnsucht sprechen muss, denn die (männlichen) Autoren sind alle »keine Kinder mehr«. Vom Menschen unserer Gesellschaft sagt Heinz Bude, dass Zuflucht nur noch die »einzig unkündbaren Beziehungen« böten, die zwischen »Eltern und Kindern und die zwischen Geschwistern«. Aus allen vier Büchern spricht bei gänzlicher Verschiedenheit die »Sehnsucht nach einer unkündbaren Beziehung« (Bude).

In Boltanskis Erinnerungen sind es sogar die Groß-Eltern, besonders der Großvater »im Versteck«, die ihn bis in die Buchgestaltung hinein – er zeichnet den Grundriss der Wohnung vor jedem Kapitel neu – in immer neue Verästellungen der jüdischen Familie in Paris führen. Bei Appelfeld ist es wie so oft seine Heimat Czernowitz, die ihn lebenslang verfolgt. Richard Ford sieht sich »zwischen ihnen«, den Eltern, und so teilt er auch seine Erinnerungen in die Buchhälften.

In vielen Gemeinden gibt es Lesekreise und ähnliche Gruppen. Sollten die »Eltern/Großeltern« Thema werden, hier sind vier wunderbare Einladungen! Heinz Bude eröffnet sein Buch »Gesellschaft der Angst« (Hamburg 2014) mit dem lapidaren Satz: »Wer eine gesellschaftliche Situation verstehen will, muss die Erfahrungen der Menschen zum Sprechen bringen«.

Dies tat ein Leben lang Aharon (Erwin) Appelfeld in seiner eigenen Person. Er starb am 4. Januar 2018 im Alter von 85 Jahren in Be'er Scheva. »Ich habe eine

Aufgabe in der Welt, und die ist das Schreiben. Nach der großen Zerstörung, deren Zeuge ich war, hatte ich das Bedürfnis, die Trümmer in meinem Inneren aufzurichten.« Von seiner Heimat Schadowa bei Czernowitz sagte Paul Celan, dass Menschen und Bücher dort lebten. Seine Bücher wurden gehört, er erhielt große Preise in England, Italien, Frankreich und Israel. Die Frau des israelischen Staatspräsidenten, Nechama Rivlin, schrieb vor kurzem: »..ich war mitten beim Kochen für ein Fest und erfuhr durch eine Radiosendung, dass ein neues Buch von ihm erschienen war. Ich ließ alles stehen und liegen und rannte zur nächsten Buchhandlung, um ein Exemplar zu erwerben«.

Sinn und Form 2/2018 eröffnet soeben mit Beiträgen zu Aharon Appelfeld.

H.R.

Sommerlager suchen Unterstützung von erfahrenen Menschen

Lust, etwas Neues auszuprobieren? In den Sommerlagern von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste treffen sich aktive Menschen unterschiedlicher Herkunft und durch alle Generationen hinweg zum gemeinsamen Arbeiten, zu Diskussion, Nachdenken, Erinnerung und Beisammensein. Jedes Jahr führt Aktion Sühnezeichen Friedensdienste mehrere Arbeits- und Begegnungsprojekte durch, die sich vornehmlich an Menschen über 40 Jahren richten. Wir laden Sie herzlich ein, bei den »Ü40«-Sommerlagern in Tschechien, Polen, oder in der Ukraine dabei zu sein!

»Eigentlich wollte ich immer schon mal so etwas Praktisches machen, ein Zeichen setzen – bisher musste ich immer arbeiten und hatte keine Zeit, aber jetzt bin ich pensioniert und will die Zeit, die ich habe, auch sinnvoll nutzen!«, schrieb uns eine Teilnehmerin aus dem polnischen Wroclaw. Ob mit oder ohne handwerkliches Geschick, Sprachkenntnissen und Vorerfahrung – willkommen sind alle, die gemeinsam mit ASF ein Zeichen für Toleranz und Dialog setzen wollen!

Wir freuen uns auf interessierte Nachfragen, neue Gesichter und viele spannende Geschichten!

Mehr Informationen:
Referat für internationale Sommerlagerarbeit
Christine Bischatka // sommer@asf-ev.de // (030) 28 395 – 220

KAPITEL III
ASF-Freiwillige berichten

Da war ich sprachlos

S. ist 96 Jahre alt und war in einem Lager. Wöchentlich besuche ich die Holocaust-Überlebende über die Organisation »Amcha Jerusalem« zuhause. Sonntagmorgen um zehn Uhr öffnet mir die Haushälterin die Tür und ich mache mir einen Kaffee. Dann kommt S. langsam aus ihrem Zimmer, strahlt mich an und sagt, dass sie sich freut, dass ich da bin. Wir setzen uns im Wohnzimmer. Bei Keksen und israelischem Gebäck reden wir über alles Mögliche. S. ist trotz ihres Alters geistig sehr fit. So unterhalten wir uns über Politik, die israelische Gesellschaft, Musik oder Literatur – wir haben zum Beispiel Lessings »Nathan der Weise« gemeinsam besprochen. Ich lerne sehr viel, denn S. blickt auf ein unglaubliches Leben zurück. Nicht nur die Zeit während des Krieges, sondern auch der Anfang hier, nach dem Krieg, angekommen in Israel, sind mir unvorstellbar. Man könnte meinen, durch die Häufung unglaublicher Erlebnisse und Schicksalsschläge würde ein Mensch in sich zerbrechen. S. ist jedoch eine der positivsten Personen, die mir in meinem Leben bisher begegnet sind. Sie spricht vom hundertsten Geburtstag, der ja nur noch vier Jahre entfernt sei und wir lachen viel, gerade wenn es wegen ihres nicht mehr ganz so guten Gehörs zu lustigen Missverständnissen kommt.

Wir unterhalten uns auf Deutsch. S. hatte nie ein Problem damit, Deutsch zu sprechen und außerdem fällt es ihr am leichtesten, da Polnisch und Deutsch die Sprachen ihrer Kindheit sind; Hebräisch und Englisch kamen erst später hinzu. Wenn sich S. gut fühlt, drehen wir eine Runde mit dem Rollstuhl. Mitte

November sind wir zusammen ein paar Schritte gegangen. Wieder angekommen in der Wohnung meinte sie, sie sei bestimmt seit drei Jahren nicht mehr so weit gelaufen und dankte mir für alles. Da war ich sprachlos. Um 13 Uhr setzten wir uns dann meist zusammen zum Essen und danach geht es für mich weiter zu Yad Vashem.

Ich merke, dass S. die Zeit mit mir genießt, denn durch meine Besuche kommt mehr Farbe in ihren Alltag und sie genießt es auch, mit jemandem über alles sprechen zu können, was sie interessiert. Für mich sind die Besuche unglaublich bereichernd und mit der Zeit erzählt mir S. manchmal sogar aus der Zeit während des Lagers.

Y. ist erst 89 und hat eine ganz andere Geschichte. 1938 ist er mit seiner Familie vor dem Ausbruch des Krieges von Polen aus über Ungarn und Italien mit dem Schiff, das »Jerusalem« hieß, nach Palästina geflüchtet. Wenn ich Dienstagabend um sechs Uhr in die kleine Wohnung in der Nähe des Theaters komme, sitzt Y. da – im Rollstuhl, mit seinem langen Bart – und begrüßt mich mit einem herzlichen »Shalom!«. Wir sprechen viel über seine Reisen, die er später nach Europa unternommen hat. Er kann mir auch alle Fragen aus der Leichtathletik beantworten, denn hier ist er absoluter Experte. Ich lese ihm manchmal etwas aus einem der vielen Bücher vor, die er in seinem großen Bücherregal hat und er freut sich darüber, da seine Augen mittlerweile zu schlecht sind, um selbst zu lesen.

Eines Tages fragte mich Y., ob ich in Yad Vashem nicht nachschauen könne, ob es im Archiv etwas über seinen Onkel gebe, der während des Holocaust umgekommen sein muss. Am nächsten Tag machte ich mich gleich auf die Suche und tatsächlich fand ich ein Dokument, das den Tod des Onkels in Auschwitz angab. Bei dem nächsten Treffen gab ich Y. eine Kopie davon. Er war sehr gerührt und dankte mir für meine Mühen. In solchen Momenten weiß ich nicht, was ich sagen soll.

Constantin Ganß, Jahrgang 1999, ist Freiwilliger in der Gedenkstätte Yad Vashem. Zudem besucht er NS-Überlebende in Jerusalem und unterstützt sie in ihrem Alltag.

Erasmus+

Der Freiwilligendienst von Constantin Ganß wurde gefördert durch das Programm Erasmus+ Jugend in Aktion im Rahmen des Europäischen Freiwilligendienstes.

Gemeinsam gären, aneinander reifen

Ein besonderes Erlebnis innerhalb meiner ersten Tage hier in Israel war die Einladung einer Familie zu Rosh HaShana, dem jüdischen Neujahrsfest. Wir waren überwältigt von der Gastfreundschaft. Das Freiwilligenjahr in eine jüdische Tradition eingebunden anzufangen, war schön. Die Familie, die aus Amerika stammt, hat uns dieses Fest und die Segnung der Speisen nähergebracht und erklärt. Das hat mich berührt. Ein Segensspruch, der mir besonders in Erinnerung geblieben ist und der mich während der Zeit hier begleitet, ist folgender: »May God create yeast in your soul, causing you to ferment, and mature, to rise, elevate to your highest possibilities, to reach your highest self.« – Möge Gott in deiner Seele Hefe erschaffen, die dich gären und reifen lässt, dich instand bringt, deine besten Möglichkeiten, dein höchstes Selbst zu erreichen.

Ganz anders als meine Tätigkeit im Kindergarten ist die Arbeit bei Amcha, einer Einrichtung, bei der Holocaustüberlebende psycho-soziale Hilfe in Anspruch nehmen können. Einmal wöchentlich mache ich eigenständig Hausbesuche bei drei älteren Damen: Miriam, Erika und Ruth, um Kaffee zu trinken und uns gegenseitig Geschichten zu erzählen. Mit der Zeit werden diese Bindungen sehr vertraut und intensiv. Die Damen freuen sich, wenn ich ihnen Aufmerksamkeit schenke und ihr Leben etwas bunter gestalte. Auch für mich sind diese Besuche ein Geschenk: Es bereichert mich, dass ich als eine der Letzten in Kontakt mit Holocaust-Überlebenden treten darf.

Mit Miriam hatte ich ein prägendes Erlebnis. Sie ist 98 Jahre alt und wurde in Rumänien geboren. Ihre Familie wurde während des Nationalsozialismus ermordet. Sie bat mich, ihre Geschichte aufzuschreiben und weiterzuerzählen, damit sie nicht in Vergessenheit gerate. Das war für uns beide ein berührender Augenblick. Da sie an Demenz leidet, kann sie mir viele Dinge aus ihrem Leben leider nicht mehr erzählen.

Erika wird nächstes Jahr neunzig. Sie wurde ebenfalls in Rumänien geboren und ist eine unglaublich herzliche Person. Sie ist sehr fit, besonders ihr Umgang mit den sozialen Medien beeindruckt mich: Via Skype und WhatsApp hält sie Kontakt zu allen ehemaligen Freiwilligen aus der ganzen Welt; oft helfe ich ihr beim Beantworten von Nachrichten. Trotz ihres Alters ist Erika offen und liberal eingestellt: Sie ermutigt mich stets, meinen Horizont zu erweitern und in Israel möglichst viele Erfahrungen zu machen. Erika ist mir bereits sehr ans Herz gewachsen und die Gespräche mit ihr und unser gemeinsames Lachen möchte ich nicht missen.

Ruth ist erst 76 Jahre alt. Sie ist eine kluge und gebildete Frau, die Physik, Mathematik, Russisch und Chinesisch studiert hat. Vor einigen Jahren erlitt sie einen Schlaganfall, wodurch das Sprachzentrum in ihrem Gehirn geschädigt wurde. Sie konnte nicht mehr sprechen und hat das mit vielen Therapiestunden und unbeschreiblichem Ehrgeiz und Ausdauer wieder erlernt. Sie hat bereits in vielen Ländern der Welt gelebt und gearbeitet. Da sie noch Probleme hat, sich auszudrücken, verstehe ich noch nicht alles, was sie mir mitteilen möchte. Doch ich lerne immer mehr ihrer »Codewörter« und kann die Zusammenhänge immer besser verstehen.

Clara Geberth, Jahrgang 1998, ist Freiwillige bei Gan HaSchikumi, einer Vorschule für Kinder mit Beeinträchtigung. Zudem besucht sie ältere Menschen über Amcha Jerusalem, einer psycho-sozialen Beratungsstelle für traumatisierte Überlebende der Schoa.

IJFD Internationaler Jugendfreiwilligendienst

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Der Freiwilligendienst von Clara Geberths wird gefördert vom Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen des IJFD.

Partner der Erinnerung

Ein Erlebnis, das mich tief beeindruckt hat, möchte ich schildern: Im Büro an der Uni gibt es einen Karton voll mit handgeschriebenen Briefen und ein Buch »Vom Waisenhaus zum Jungfernhof«. Das Buch hat mir meine Chefin mit den Worten ausgeliehen: »Du wirst eine interessante Frau kennenlernen...«. Diese Frau ist Fanny Englard, Schoa-Überlebende und aktive Kämpferin gegen den Judenhass. Als ich am Abend ihr Buch, ihre Zeugenaussage in Yad Vashem, las, konnte ich nicht aufhören weiterzulesen. Ihre Art zu erzählen: präzise mit exakten Daten und dem eisernen Willen, zu überleben um zu erzählen, was passiert ist. Um mahnen zu können: »Nie wieder!«

Ich habe danach Briefe von ihr gelesen, die ebendieser Karton enthielt, über die Haltung Deutschlands zur arabischen Welt oder zur Gestaltung von Gedenkstätten. Diese Frau wollte ich kennen lernen! Mitte November fuhr ich schließlich mit drei Leuten der deutschen Botschaft in den Kibbuz nahe Tel Aviv, wo Fanny wohnt. Für unseren Besuch gab es zwei Bedingungen von ihr:

Erstens habt ihr das Buch gelesen, damit ihr Fragen stellen könnt. Und zweitens werdet ihr zu Zeuginnen und Partnern der Erinnerung. So erzählte Fanny im Wohnzimmer ihres kleinen Hauses von der Deportation ihrer Mutter, vom Rigaer Ghetto, wie sie ihren Mann kennenlernte und von ihrer Mitwirkung an der Gedenkstätte Neuengamme.

Eine Aussage ist mir besonders im Kopf geblieben: »Wir können nicht vergeben und dürfen es auch nie. Es gibt keine Versöhnung. Versöhnen können nur die, die ermordet wurden und sie sind tot. Aber wir können Partner der Erinnerung werden.«

Lennard Meiwes, Jahrgang 1999, ist Freiwilliger im Kantor Center for the Study of Contemporary European Jewry, einem Institut gegen Judenfeindschaft an der Universität Tel Aviv. Zudem besucht er NS-Überlebende in einem Seniorenheim für aus Mitteleuropa stammende ältere Menschen.

IJFD Internationaler Jugendfreiwilligendienst

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Der Freiwilligendienst von Lennard Meiwes wird gefördert vom Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben im Rahmen des IJFD.

Kollektenbitte

für die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Wir bitten Sie heute um Ihre Kollekte für die Arbeit der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Wenn wir einen Blick werfen in die frühesten Gemeinden, etwa nach Korinth, so ist dort in lebhafter Weise von Kollekten, Spenden, Gaben und Formen der Unterstützung die Rede. In den Paulus-Briefen sind die Bitten, die im Gottesdienst im Teil der *Abkündigungen* laut werden, selbst Teil der *Verkündigung*. Und das mit gutem, biblischen Grund: Nach der Paradieserzählung lautet das erste Wort Gottes an den Menschen: *»Von jedem Baum des Gartens darfst du essen!«* Ein *Gabewort*! Es wird aufgenommen in der Abendmahlseinladung: *»Kommt, denn es ist alles bereit, schmeckt und seht, wie freundlich der Herr ist!«* Die Güte der Gaben eröffnet die Schöpfung und führt uns zusammen. Es sind die Vorgaben Gottes, sie befähigen uns, Gaben weiterzugeben in eine notwendige Arbeit: Die Arbeit an der Versöhnung und am Frieden.

Seit nunmehr sechzig Jahren engagieren sich mehrere hundert Freiwillige in einjährigen Friedensdiensten und internationalen Sommerlagern – sie begleiten Schoah-Überlebende in Israel, engagieren sich in Gedenkstätten, arbeiten in Behinderten-Einrichtungen, und das in allen Ländern, die unter deutscher Besatzung gelitten haben, auch in Russland, der Ukraine und den Ländern der »Ausreise«, den USA und Israel. Oft arbeiten sie dort, wo politisch längst Grenzen gezogen sind. Damit diese Arbeit am Frieden, der Verständigung und einer neuen Geschwisterlichkeit getan werden kann, bitten wir um Ihre Gabe, Ihr Gebet und Ihr Vertrauen.

Ihre Dagmar Pruin und Jutta Weduwen
Geschäftsführerinnen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste

pruin@asf-ev.de
(030) 28 395 – 337

DZI Spenden-Siegel

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33BER

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

MARTIN LUTHER

UND DAS JUDENTUM

RÜCKBLICK UND AUFBRUCH

Eine Ausstellung der

EVANGELISCHE KIRCHE
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz

in Zusammenarbeit mit dem

TOURO COLLEGE BERLIN

Gefördert durch die

EKD Evangelische Kirche in Deutschland

Mit freundlicher Unterstützung der

AXEL SPRINGER STIFTUNG

WANDERAUSSTELLUNG ZUR AUSLEIHE

Martin Luther hat in Bezug auf das Judentum ein schwieriges Erbe hinterlassen. In der Anfangszeit der Reformation hat er dafür plädiert, die Juden menschlich zu behandeln. Später hat er sie unerträglich geschmäht und die Anwendung von Gewalt gegen sie gefordert. Auch sein übriges Schrifttum lässt keinen Raum für den jüdischen Glauben. Alles Licht fällt auf die Seite des Evangeliums, alles Dunkel auf die jüdische Seite, symbolisiert vom Gesetz ohne Gnade.

Lucas Cranach und seine Schule haben diese Auffassung Luthers auf vielen Bildern umgesetzt. Durch Wort und Bild ist seine negative Sicht der Juden durch die Jahrhunderte hin wirksam geworden. Das jüdische Selbstbild blieb bedeutungslos, obwohl Jesus, wie Luther anfangs betonte, „geborner Jude“ war.

Erst nach dem Holocaust haben die evangelischen Kirchen begonnen, sich dem lastenden Erbe von Luthers Judenfeindschaft zu stellen. Hier reiht sich die von der EKD geförderte Ausstellung ein, die von einer gemeinsamen Arbeitsgruppe der EKBO und des jüdischen Touro Colleges Berlin erarbeitet wurde. Sie informiert nicht nur über das Erbe der Reformation, sondern umfasst viele Aspekte der Christentumsgeschichte von Beginn an.

17 ROLLUPS MIT KATALOGBUCH

- Die Ausstellung besteht aus 17 Rollups in den Formaten 80 und 150 x 230 cm.
- Der durchgehend farbige Katalog enthält den gesamten Inhalt der Ausstellung, einen geschichtlichen Überblick und ein Literaturverzeichnis, 192 S., 10 Euro.
- Der Verleih ist kostenlos, lediglich Transportkosten fallen an.
- Das Ausstellungsteam bietet begleitende Einführungen und Seminare, auch für Jugendliche an.
- Werbematerial kann kostenpflichtig bestellt werden.

Für weitere Informationen und zur Ausleihe wenden Sie sich bitte an

Pfarrerin Marion Gardei, Beauftragte für Erinnerungskultur
Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz
Georgenkirchstraße 69, 10249 Berlin
Tel. 030/24344-422
m.gardei@ekbo.de

Autor_innen, Bild- und Fotonachweise

Autor_innen

Dr. Johannes Becke, Ben-Gurion-Lehrstuhl für Israel- und Nahoststudien, Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg. *johannes.becke@hfjs.eu*

Anning Lehmensiek, Studium der Germanistik und Theologie, Gymnasiallehrerin i. R., Veröffentlichungen: »Ich war und bin eine stolze Jüdin. Eva Lux-Braun – eine Begegnung«. Berlin 2007 / »Juden in Worpswede«, Bremen 2014.

Prof. Dr. Dres. h.c. Peter von der Osten-Sacken, emeritierter Professor für Evangelische Theologie, war von 1994 bis 2007 Leiter des Instituts Kirche und Judentum an der Humboldt-Universität Berlin.

Dr. Gesine Palmer war Lehrbeauftragte an verschiedenen Hochschulen; als freie Autorin arbeitet sie an literarischen Projekten, Zeitungs- und Radiobeiträgen und als ständiges Mitglied der Redaktion Ästhetik und Kommunikation.

Dr. Dagmar Pruin, Pfarrerin; konzipierte 2007 an der Stiftung Neue Synagoge/Centrum Judaicum das deutsch-amerikanisch-jüdische Begegnungsprogramm Germany Close Up. Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. *pruin@asf-ev.de*

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunktätigkeit, seit 2007 in der Redaktion der ASF-Predigthilfe. *h.m.ruppel@gmx.de*

Ingrid Schmidt, M. A., Gymnasiallehrerin/Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung i. R., seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«. *ille.schmidt@kabelmail.de*

Nikolaus Schneider, Pfarrer; 2003 bis 2013 Präses der evangelischen Kirche im Rheinland; 2010 bis 2014 Ratsvorsitzender der EKD.

Prof. Dr. Martin Stöhr, Ehrenpräsident des Internationalen Rates der Christen und Juden, zuletzt als Professor für systematische Theologie an der Gesamthochschule Siegen.

Astrid Fiehland van der Vegt, Pastorin, Kirchengemeinde Nienstedten/ Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland.
astrid.fiehland@kirche-nienstedten.de

Dr. Lorenz Wilkens, Pfarrer und Studienleiter i. R., Arbeitsschwerpunkte: Theologie, Kunstgeschichte und Religionsphilosophie, Lehraufträge an der FU Berlin und der Universität Potsdam. *lorenz_wilkens@web.de*

Bild- und Fotonachweise

Titelbild, Seite 3, 9 und 57: Gottreich Albrecht: Ein Jahr in Israel, 2008
Von September 2005 bis August 2006 war der Architekt Gottreich Albrecht im Rahmen der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Israel. Neben der Arbeit in den soziokulturellen Projekten Beot Horim Siegfried Moses und Leo Baeck Institut in Jerusalem war der Aufenthalt eine Gelegenheit, sich mit der Eigenart dieses Landes – religiöser Schichtung, kulturhistorischer Bedeutung, ethnisch-politischer Brisanz und landschaftlicher Schönheit – auseinanderzusetzen und die Eindrücke mit gestalterischen Mitteln zu reflektieren.

Seite 8, 66 und Umschlagrückseite: ASF-Archiv

Seite 29: Gesine Palmer

Seite 67, 68 und 71: ASF-Archiv, Fotografin Helena Schätzle

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00, BIC: BFSWDE33BER, Bank für Sozialwirtschaft
Redaktion: Kornelius Friz (verantwortlich), Dr. Dagmar Pruin, Helmut Ruppel, Ingrid Schmidt, Dr. Lorenz Wilkens
Gestaltung: Anna-Maria Roch | Druck: Berlin und brandenburgische Druckerei
Ausgabe: April 2018
Titelbild: Gottreich Albrecht: Jerusalem, Shuq nahe Damaskustor, Altstadt, Arabischer Teil, 5.8.2006

Beleg / Quittung für den/die Auftraggeberin

IBAN Kontoinhaberin

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN DE68 1002 0500 0003 1137 00 /
BIC BFSWDE33BER

Wir sind wegen Förderung gemeinnütziger Zwecke nach dem letzten uns zugegangenen Freistellungsbescheid des Finanzamtes für Körperschaften I von Berlin, StNr. 27/659/51675 vom 23. Okt. 2017 für die Jahre 2014 bis 2016 gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit. Es wird bestätigt, dass der Betrag nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet wird.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Zuwendungsbestätigung

Bis 200 Euro gilt dieser Beleg mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbestätigung. Bei Beträgen über 200 Euro schickt Ihnen ASF am Beginn des Folgejahres automatisch eine Zuwendungsbestätigung zu.

Name Auftraggeberin / Quittungsstempel

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

A S F e . V .

IBAN

D E 6 8 1 0 0 2 0 5 0 0 0 0 3 1 1 3 7 0 0

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

B F S W D E 3 3 B E R

SPENDEN-ORGANISATION

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Betrag: Euro, Cent

Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max 27 Stellen)

PH Israelsonntag 2018

ggf. Stichwort

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

D E

06

Datum

Unterschrift(en)

SPENDE

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um ...

... junge Menschen in ihren sozialen und interkulturellen Kompetenzen zu stärken.

... sie zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten einzutreten.

... im Nationalsozialismus verfolgten Menschen zuzuhören und ihnen durch kleine Gesten den Alltag zu erleichtern.

... Begegnungen und Verständigung über Grenzen hinweg zu ermöglichen.

... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft zu leisten, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

Junge Menschen in Ihrer Gemeinde können sich jetzt für einen Freiwilligendienst in 2019 im Ausland mit ASF unter asf-ev.de bewerben. Wir laden Gemeindemitglieder ab 16 Jahren auch herzlich zur Teilnahme an unseren internationalen Sommerlagern ein! Infos unter asf-ev.de/sommerlager

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de
Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33BER | Bank für Sozialwirtschaft Berlin